



1980

## Aufsätze aus der »Frauen-Zeitung«

Louise Otto

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Otto, Louise, "Aufsätze aus der »Frauen-Zeitung«" (1980). *Essays*. 9.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/9](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/9)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

Louise Otto

Aufsätze aus der  
»Frauen-Zeitung«

Louise Otto: Aufsätze aus der »Frauen-Zeitung«

Erstdruck in: Frauen-Zeitung, redigiert von Louise Otto, Leipzig, zwischen 1849 und 1850

Textgrundlage ist die Ausgabe:

»Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen«. Die Frauen-Zeitung von Louise Otto. Herausgegeben und kommentiert von Ute Gerhard, Elisabeth Hannover-Drück und Romina Schmitter, Frankfurt a.M.: Syndikat, 1980.

Die Paginierung obiger Ausgabe wird hier als Marginalie zeilengenau mitgeführt.

# Inhalt

Programm .....	4
Die Freiheit ist unteilbar .....	6
Bücherschau .....	8
Krieg .....	10
Sendschreiben an alle »Verbrüderten« .....	13
Assoziation für Alle! .....	15
Bücherschau [1] .....	18
Überall wie hier .....	21
Vortrag, gehalten im demokratischen Frauen-Verein .....	24
Vortrag, gehalten im demokratischen Frauen-Verein (Fortsetzung) .....	28
Der Volkskreuzzug in Ungarn .....	33
Vortrag .....	35
Für die Arbeiterinnen .....	39
Für die Arbeiterinnen (Schluß) .....	45
Bücherschau [2] .....	50
Bücherschau [3] .....	52
Für die Arbeiterinnen. Zweiter Artikel .....	55
Für die Arbeiterinnen. Zweiter Artikel (Schluß) .....	60
Die Demokratinnen .....	64
1. Die Forcierten oder Gemachten .....	64
2. Die Isolierten oder Zurückgezogenen .....	67
3. Die Frivolen oder Unsittlichen .....	72
4. Die Enthusiasmierten oder Begeisterten .....	72
Bücherschau [4] .....	75
Über Robert Blum .....	78
Zur Ermutigung .....	81
Bücherschau [5] .....	84
Der bewaffnete Friede .....	86
§ 12. des Entwurfs eines Preßgesetzes für das Königreich Sachsen .....	88
Abschiedswort .....	91

## Programm

Die Geschichte aller Zeiten, und die heutige ganz besonders, lehrt, *daß diejenigen auch vergessen wurden, welche an sich selbst zu denken vergaßen!* – Das schrieb ich im Mai des Jahres 1848 hinaus in die Welt, als ich zunächst meine Worte an die Männer richtete, die sich in Sachsen mit der Frage der Arbeit beschäftigten – ich mahnte sie damit an die armen Arbeiterinnen, indem ich für meine Schwestern das Wort ergriff, auf daß sie nicht vergessen wurden!

Dieser selbe Erfahrungssatz ist es, welcher mich zur Herausgabe einer *Frauen-Zeitung* veranlaßt. Mitten in den großen Umwälzungen, in denen wir uns alle befinden, werden sich die Frauen vergessen sehen, wenn sie selbst an sich zu denken vergessen!

Wohl auf denn, meine Schwestern, vereinigt euch mit mir, damit wir nicht zurückbleiben, wo alle und alles um uns und neben uns vorwärts drängt und kämpft. Wir wollen auch unser Teil fordern und verdienen an der großen Welt-Erlösung, welche der ganzen Menschheit, deren eine Hälfte wir sind, endlich werden muß.

*Wir wollen unser Teil fordern:* das Recht, das Rein-Menschliche in uns in freier Entwicklung aller unserer Kräfte auszubilden, und das Recht der Mündigkeit und Selbständigkeit im Staat.

*Wir wollen unser Teil verdienen:* wir wollen unsere Kräfte aufbieten, das Werk der Welt-Erlösung zu fördern, zunächst dadurch, daß wir den großen Gedanken der Zukunft: Freiheit und Humanität (was im Grunde zwei gleichbedeutende Worte sind) auszubreiten suchen in allen Kreisen, welche uns zugänglich sind, in den weiteren des größeren Lebens durch die Presse, in den engeren der Familie durch Beispiel, Belehrung und Erziehung. Wir wollen unser Teil aber auch dadurch verdienen, daß wir nicht vereinzelt streben nur jede für sich, sondern vielmehr jede für alle, und daß wir vor allem derer zumeist uns annehmen, welche in Armut, Elend und Unwissenheit vergessen und vernachlässigt schmachten.

Wohl auf, meine Schwestern, helft mir zu diesem Werke! Helft mir für die hier angedeuteten Ideen zunächst durch diese Zeitung wirken! –

Ich meine nun zwar alles gesagt zu haben, was über die Tendenz dieser Zeitung zu sagen ist – aber leider muß ich denen Recht geben, welche mir zuflüstern, umgekehrt von der gewöhnlichen Redensart, »es sei mit dem Positiven nicht genug«: ich müsse auch noch Negatives hinzufügen –

will hier sagen: ich müsse mich und diese Zeitung vor Mißverständnissen schützen. – Nein! ich kann darüber keine Worte machen! ich berufe mich auf mein Leben, auf mein schriftstellerisches Wirken seit 1843 – wer etwas davon kennt, wird wissen, daß ich nicht zu den sogenannten »Emanzipierten« gehöre, zu denen, welche das Wort »Frauen-Emanzipation« in Mißkredit gebracht haben, indem sie das Weib zur Karrikatur des Mannes herabwürdigten. Für diejenigen, die noch nichts von mir wissen, möge einstweilen die Versicherung genügen, daß ich eben durch die Tendenz dieser Zeitung dem Irrtum entgegenzuarbeiten hoffe, welcher oft gerade die begabtesten Frauen veranlaßte, ihr Streben nach geistiger Freiheit in der Zügellosigkeit der Leidenschaften zu befriedigen. – Man wird also weder mich noch meine mitarbeitenden Schwestern zu diesen »Emanzipierten« werfen können, wohl aber werden wir stolz darauf sein, wenn man uns Nachfolgerinnen jener edlen Jungfrau aus Bethanien nennt, von welcher das leuchtende Vorbild aller Menschen sagte: »Maria hat das bessere Teil erwählt!« –

So fordere ich denn hiermit alle gleichgesinnten Schriftstellerinnen und Schriftsteller, welche für die Rechte der Frauen in die Schranken traten, auf, mich bei diesem Unternehmen durch Beiträge zu unterstützen. Ich bitte auch diejenigen meiner Schwestern, die nicht Schriftstellerinnen sind, um Mitteilungen, zunächst die Bedrückten, die armen Arbeiterinnen, auch wenn sie sich nicht geschickt zum stilisierten Schreiben fühlen; ich werde ihre einfachen Äußerungen gern, wenn nötig, verdolmetschen – aber es liegt mir daran, daß gerade ihre Angelegenheiten vor die Öffentlichkeit kommen, so kann ihnen am ersten geholfen werden.

Alle Gesinnungsgleichen lade ich zum recht zahlreichen Abonnement ein, damit das Unternehmen gedeihen könne!

## Die Freiheit ist unteilbar

Die Freiheit ist unteilbar! – Dies ist ein so einfacher Lehrsatz, daß er der erste Artikel in jedem Glaubensbekenntnis sein sollte. Gleichwohl müssen wir es täglich erfahren, daß er noch nicht überall Eingang gefunden, vielmehr nur bei gar wenigen Fleisch und Blut geworden ist. Es meinen viele, sich Freiheitskämpfer nennen zu dürfen, welche doch von dem Ideal der Freiheit mit ihren Gedanken ferne sind und nur von einzelnen Freiheiten etwas wissen wollen, für deren Erringung sie sich abmühen. Wieviel z.B. ist in unserm Deutschland besonders nicht für Glaubensfreiheit gekämpft und gelitten worden, wieviel edle Männer und Frauen sind nicht dafür in den Tod gegangen. Sie nannten sich Freiheitskämpfer und wollten doch weiter nichts als die Freiheit, Gott anzubeten und ihm zu dienen je nach ihrem Bedürfnis. Weiter fragten sie nach nichts. So gibt es heute noch viele – ja selbst unter den Lichtfreunden und Deutschkatholiken – welche sich nicht scheuen, selbstgefällig zu erklären, daß ihr Streben nach religiöser Freiheit nichts gemein habe mit dem Streben nach politischer Freiheit, ja daß sie selbst ohne diese, sobald man ihnen nur eben jene garantiere, ganz zufrieden zu leben vermöchten. Höchstens bringt man diese heute mit der Frage in Verlegenheit: ob sie denn allen Ernstes einen so kindlichen Glauben haben, daß es ihnen nie einfällt zu bedenken, ob ein Staat, der nicht auf den Grundpfeilern der Freiheit ruht, in seinen engherzigen, bevormundenden Institutionen auch wirklich die religiöse Freiheit garantieren *könne*, davon noch gar nicht zu sprechen, ob er es *wolle*. Besonders aber meinen diejenigen sich Freiheitskämpfer vor allen andern nennen zu dürfen, welche nur den *politischen* Fortschritt im Auge haben und ihm allein dienen. Dazu gehören vor allen die Liberalen vor dem März, die nur nach einzelnen Freiheiten rangen, wie Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit usw., und die man deshalb damals, als wir sogar dieser Güter noch entbehren mußten, für Freiheitshelden hielt. Einige von ihnen, die Beschränkten und Engherzigen, deren Blicke nie über den engen Horizont des Konstitutionalismus hinausgingen, sind auf derselben Stufe stehengeblieben, auf der sie damals standen, und wer vor dem März als Freiheitsmartyrer dastand, erweist sich jetzt als gutgesinnter Reaktionsär. – Andere hingegen von diesen Politikern setzen mit den errungenen einzelnen Freiheiten, wie Preßfreiheit usw., den Kampf um andere einzelne Freiheiten fort, sie kämpfen für die honnette Republik, nehmen sich die

Freiheit, den Adel abzuschaffen und sich selbst, die Bourgeoisie, an dessen Stelle zu setzen – aber sie beweisen durch all diese Bestrebungen, daß sie nichts wissen von der einen unteilbaren Freiheit! Und die Sozialisten? und die soziale Freiheit? *Die* Sozialisten, welche meinen, ihre Utopien mit Hülfe einer Zwingherrschaft gründen zu können, welche über den politischen Fortschritt geringschätzend lächeln und an die Stelle religiöser Freiheit einen erzwungenen Atheismus setzen wollen – die freilich sind eben so fern von der Erkenntnis des Satzes: die Freiheit ist unteilbar! Sie kann nicht in dem einen Zustande sein und in dem andern mangeln – die wahre Freiheit ist eben die Gottheit, die man nicht auf dem oder jenem Berge nur anbeten kann, sondern die man verehren und ihr dienen muß und kann allenthalben, wo ihr auch noch kein Tempel errichtet ist.

Und nun laßt uns einmal fragen, wie viel Männer gibt es denn, welche, wenn sie durchdrungen sind von dem Gedanken, für die Freiheit zu leben und zu sterben, diese eben für *alles* Volk und *alle* Menschen erkämpfen wollen? Sie antworten gar leicht zu Tausenden mit *Ja!* aber sie denken bei all ihren endlichen Bestrebungen nur an *eine* Hälfte des Menschengeschlechts – nur an die *Männer*. Wo sie das Volk meinen, da zählen die Frauen nicht mit.

Aber die Freiheit ist unteilbar! Also freie Männer dürfen keine Sklaven neben sich dulden – also auch keine Sklavinnen. Wir müssen den redlichen Willen oder die Geisteskräfte aller Freiheitskämpfer in Frage stellen, welche nur die Rechte der Männer, aber nicht zugleich auch die der Frauen vertreten. Wir können so wenig, wie sie uns selbst zu Bundesgenossinnen haben wollen, sie die Bundesgenossen der Fahnenträger der Freiheit nennen! Sie werden ewig zu dem »Halben« gehören, und wenn sie auch noch so stolz auf ihre entschiedene Gesinnung sein sollten.



## Bücherschau

*Paris und Berlin.* Roman aus der neuesten Zeit von M. Norden. Zwei Teile.

Leipzig. Adolph Wienbrack, 1849.

Es freut mich, die Reihe der Bücher, die ich nach und nach in diesen Blättern zu besprechen gedenke, mit einem Werke beginnen zu können, das ich allen Leserinnen aufs beste empfehlen darf.

Ohne zu weitläufige und ermüdende Kritiken geben zu wollen, scheint es mir doch nötig, die neu erscheinende Literatur im Auge zu behalten und die Resultate dieser Überblicke in dieser Zeitschrift niederzulegen. Daß dabei auf die Werke der Schriftstellerinnen besonders Rücksicht genommen werden wird, versteht sich, aber der Einseitigkeit, nur diese etwa zu besprechen, weil diese Zeitung für Frauen bestimmt ist, soll niemals gehuldigt werden. Am meisten Berücksichtigung werden diejenigen Werke finden, die sich mit der sozialen Reform beschäftigen, welcher wir dienen, und insofern auch die Frage der weiblichen Emanzipation behandeln.

47

Nach dieser notwendigen Vorbemerkung wenden wir uns zu dem vorliegenden Buche!

M. Norden gehört zu den wenigen Schriftstellerinnen, die sich vorzugsweise der sozialen Frage zugewendet haben. Sie hat dies schon in ihren »Feldblumen« gethan, die 1847 erschienen, und hier erblicken wir sie wieder auf demselben Gebiet. Das *Geld*, dieses unheimliche Gespenst, das besonders in den Zuständen der Gegenwart auf eine so fürchterliche Weise spuken geht, es spielt auch in ihren Romanen eine Hauptrolle, welche ein getreuer Spiegel der Gegenwart sind. Es würde zu weit führen, hier auf den sehr verwickelten Inhalt, der immer spannend und interessant ist, näher einzugehen; um aber zu zeigen, wie wahr und tief die Verfasserin die soziale Frage erfaßt, sei hier einiges aus den Geständnissen einer Verbrecherin mitgeteilt, das sie ihrer von ihr betrogenen Freundin macht:

»Ich kämpfte den Kampf des Armen gegen den Reichen mit aller List und aller Hartnäckigkeit, welche mir die raffinierte Schlaueit meiner Geisteskräfte eingab. Die Verderbnis meines Gemütes gab mir noch schrecklichere Waffen als diese. Ich sah dich reich und glücklich; ich war *arm*, und ich haßte Dich, weil Du besaßest, was mir fehlte, und ich

scheute keine Mittel, um Dir, der Gehaßten, Bevorzugten, das zu entreißen, was Dir dies unendliche Übergewicht über mich gab. Mit kaltem Blute würde ich Dich ins Verderben gestürzt und einen höllischen, innerlichen Triumph gefühlt haben, so ich dich dann so elend gewußt hätte, wie mich selbst! – Dies brennende Verlangen, reich und durch den Reichtum angesehen und geehrt zu werden, stachelte mich von meiner Kindheit an zum ruchlosen Handeln auf. Ich wurde schon in meinem Dorfe das Opfer eines Wüstlings, dessen Außenseite schön war und den ich reich glaubte, weil seine Gewohnheiten mich dies vermuten ließen. – Ich kam wieder in das Haus einer Frau, die die Wohltäterin meiner Kindheit gewesen war; auch sie war reich, darum war sie meine Feindin, so gut, wie jede andere, gleich ihr Begünstigte. Ich entwendete ihr von ihrem Reichtum, was ich ihr überflüssig hielt – und wurde nach der Entdeckung mit Schimpf und Schande auf die Straße gewiesen, mein Brot zu suchen, wo ich es finden könnte. – Ich fand Dich wieder reicher, glücklicher noch, als ich es gedacht hätte. Der Mann, der meine erste Jugend betrog, weil ich arm und deshalb für ihn unbedeutend war, erkor Dich am ersten Tage seiner Bekanntschaft mit Dir zu seiner Gattin, weil Du reich warst! – Du nahmst den Platz seiner rechtmäßigen Frau ein, der mir geweigert worden war, weil ich arm war.« –

So sei dies Buch bestens empfohlen. Auch die Ausstattung, welche ihm die Buchhandlung hat angedeihen lassen, verdient anerkannt zu werden.

*L.O.*

## Krieg

»Wie? Die Sittlichkeit will Duell-Mandate nur Einzelwesen, nicht Völkern geben? Eher müßte sie die Zweikämpfe als die Millionen-Kämpfe sekundieren; denn jene zeugen mehr Ehre, diese mehr Unglück. – Das Unglück der Erde war bisher, daß zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten und ausstanden, indes es besser, wenn auch nicht gut gewesen wäre, daß Millionen beschlossen hätten und zwei gestritten. Denn da das Volk fast ganz allein die ganze Kriegsfracht auf Quetschwunden zu tragen bekommt und nur wenig von dem schönen Fruchtkorb des Friedens, und oft die Lorbeerkränze mit Pechkränzen erkauft; – da es in die Mord-Lotterie Leiber und Güter einsetzt und bei der letzten Ziehung (der des Friedens) oft selber gezogen oder als Niete herauskommt: so wird seine verlierende Mehrheit viel seltener als die erbeutende Minderzahl ausgedehntes Opfern und Blüten beschließen. Wenn jetzt der Krieg nur *wider*, nicht *für* die Menge, und fast nur *von* ihr geführt und erduldet wird –: so willigte gewiß ein jetziges Land in einen mehr opfernden als reichenden Krieg viel langsamer als sonst die barbarischen, hungernden Völker, welche nicht anders sich satt essen konnten als mit dem Schwerte in der Hand als Gabel.«

Wenn ein Weib seinen sittlichen Abscheu gegen den Krieg aussprechen will, so muß es wohl auf seiner Hut sein, daß die Leser nicht wegwerfend die Achseln zucken und meinen: so kann mir ein Weib sprechen! Ich habe deshalb mit den Worten eines edlen deutschen Mannes begonnen – mit denen unsres *Jean Paul*. Sie stehen in seiner »Kriegserklärung gegen den Krieg« in seinen »Dämmerungen für Deutschland«, einem Buche, das gerade vor vierzig Jahren erschien. Und immer noch leben wir in diesen Dämmerungen! Jean Paul ist ihnen schon lange entrückt und sieht vielleicht, wie er so oft geschildert, aus seinen Sonnen-Höhen herab auf seine liebe Erde und lächelt wehmütig, daß wir's in Deutschland immer noch nicht weiter als bis zur Dämmerung gebracht haben, wenn auch der Gedanke, den vor vierzig Jahren vielleicht *er allein* von Tausenden unbeachtet oder belächelt aussprach, jetzt von ebenso vielen ihm nachgesprochen wird, der Gedanke: »Auf der kleinen Erde sollte nur ein Staat liegen – um den häßlichen Widerstreit zwischen Moral und Politik, zwischen Menschenliebe und Landesliebe auszutilgen –; nicht aber eben eine Uni-

versal-Monarchie sollte sein, weil diese wenigstens die Bürgerkriege zuließe, sondern eine *Universal-Republik* von vereinigten Provinzen.« –

Da liegen sie vor mir, die Zeitungsberichte vom Kriegsschauplatze aus *Schleswig-Holstein*. – Ich brauche es nicht erst in den Zeitungen zu lesen, ich les' es auf hundert Gesichtern um mich her, welch ein Ungeheuer der Krieg ist! Da ängstigen sich alte Eltern um den einzigen Sohn, der ihnen noch keine Kunde gesendet, ob er noch lebend und unverletzt ist – da betrauert die Mutter ihren einzigen, der die Stütze ihres einsamen Alters war und von dessen Tod ihr bereits die schreckliche Gewißheit geworden – da irren Witwen und Waisen einher, die noch gestern glückliche Gattinnen und glückliche Kinder waren – da jammern Hunderte über ihre Lieblinge, die sie beim Abschied in der Blüte der Kraft und Gesundheit verließen und die sie nun entweder gar nicht oder mit verstümmelten Gliedern wiedersehen. – –

Aber ihr sagt, das sind nur Weiber-Schmerzen, die wiegen nichts, wo es sich um Völker-Schicksale handelt! Wohl, ich sage mit euch so – aber ich bitt' euch: seht euch nur diese Völker-Schicksale ein wenig näher an und fragt, wer diese Kämpfe über uns verhängt und wer sie entscheidet?

Antwort: die Regierungen, die Fürsten.

Deutschland und Dänemark – warum würden sie Krieg zusammen führen, wenn es nicht im Interesse ihrer Fürsten geschähe? *Freie* Völker bekämpfen einander niemals. Wäre Dänemark ein freier Staat – was kümmern es dies Land, ob Schleswig-Holstein eine dänisch redende Regierung hätte, wenn es nur im friedlichen Vertrag mit Dänemark lebte? Und wieder! wäre Deutschland ein mächtiger Freistaat, wie könnt' es einem so viel kleineren Staat wie Dänemark nur einfallen, ein Glied von diesem großen Ganzen reißen zu wollen? Der Krieg um Schleswig-Holstein ist nichts als ein dynastischer Erbfolgekrieg – solche Kriege werden unmöglich sein, wenn es seine Erbfolge und keine Dynastien mehr geben wird.

Vor'm Jahre begann dieser Krieg damit, daß eine Freischar begeisterter deutscher Jünglinge vorangestellt und hingemordet ward – nach dem Sieg der Deutschen, als diese den Krieg bald siegreich beenden konnten, ward ein schmachvoller Waffenstillstand geschlossen, weil es den Diplomaten so gefiel – dies Jahr stehen, fallen und siegen unsere braven sächsischen Truppen in den ersten Treffen, *diese* Soldaten, die freilich von dem Fürsten darum am besten gegen den »äußern« Feind zu führen sind, weil sie verlernt haben, an einen »innern« Feind zu glauben, – und was weiter wird, noch harren wir! – Der König von Preußen wünscht den Krieg mit Mäßi-

gung geführt, und es ist bereits wieder von russischen Noten und Waffenstillstand die Rede. – Wird diesmal dieser Krieg nicht mit Energie und siegreich beendet, da es denn einmal Krieg sein mußte: dann ist das Blut unserer deutschen Brüder nicht, wie wir uns jetzt noch trösten wollen, auf dem Felde der Ehre und zum Ruhme des Vaterlandes geflossen, dann ist es das Blut unglücklicher Schlachtopfer auf dem Richtplatze oder zum Spaß vergossen, wie Nero römisches Blut fließen und Römer verbrennen ließ, nur um sich und dem Volke ein Schauspiel zu geben – dann bleibt uns Frauen nichts anderes, als endlos zu jammern und zu trauern über jeden in diesem Kriege Erschlagenen und Verstümmelten, nichts als der Ruf: »Weh allen, denen schuldlos Blut klebt an den Henkershänden!«.

Uns Frauen! aber was bleibt den Männern? – o, ein echter Mann wird schon Antwort haben!

*L.O.* 50

## Sendschreiben an alle »Verbrüderten«<sup>1</sup>

»Verbrüderung!« Das Losungswort ist gefallen, »Verbrüderung aller Arbeiter!« Ihr habt es selbst hinausgerufen in die Welt, ihr Arbeiter, und ihr habt es nicht ausgesprochen als eine Phrase, sondern als einen Aufruf, dem die Tat auf dem Fuße folgen soll.

Da liegen sie vor mir, die Beschlüsse des Berliner Arbeiter-Kongresses, und ich neige mein Haupt voll Ehrerbietung vor dem kleinen Buch. Ich denke an das alte Gleichnis vom Senfkorn, aus dem ein großer Baum erwuchs, der die Lande weithin überschattete und darinnen die Vögel des Himmels nisteten. So möge eurer Kongreß mit seinen Beschlüssen der Keim sein, aus dem ein lebendiger Freiheitsbaum erwachse, ein Baum, der alle Arbeiter in seinen Schutz nehme, der über alle Lande den Schatten des Friedens breite und aus dessen Zweigen die Triumphgesänge der Freiheit und Liebe hervorschallen!

Der zweite Teil der »Beschlüsse« handelt von der »Selbsthilfe der Arbeiter« und schließt mit dem:

»§. 29. Von allen diesen Bestimmungen sind die weiblichen Arbeiter nicht ausgeschlossen und genießen unter gleicher Verpflichtung gleiche Rechte«.

Mit diesem habt ihr es ausgesprochen, daß Männer und Frauen gleichberechtigt sind, nach der Gleichheit der Arbeit. Ihr habt mit diesem Paragraph den ganzen unsinnigen Fluch aufgehoben, der auf der einen Hälfte des Menschengeschlechts liegt: *unberechtigt* zu sein und unterdrückt von der andern Hälfte nach dem sogenannten Recht des Stärkern, welches nichts ist als die rohe Gewalt und also nicht ihr Recht, sondern ihr Unrecht. Arbeiter! Ihr habt damit die anderen Männer beschämt, die Männer der Wissenschaft, des Staats, der Geschäfte u.s.w., welche niemals daran denken, daß neben ihnen noch eine gleich große Zahl menschlicher Wesen existiert, welche auch zur Freiheit und Selbständigkeit geboren sind wie sie, ebenbürtige Wesen. Nur der Wahnsinn alten Vorurteils und die irr-tümlichen Anschauungen überwundener Standpunkte der vergangenen Zeit konnten es geschehen lassen, daß ein Mensch den andern zu seinem

57

1 Dieser Artikel war bereits einmal in der *Verbrüderung*, Organ der »Arbeiterverbrüderung«, Nr. 8, am 27. 10. 1848 erschienen.

Eigentum, seinem Sklaven oder, wenn ihr wollt, seiner Sklavin machte, diese Zeit ist vorüber, ein neuer Tag ist angebrochen.

So bin ich es denn gewiß: Ihr habt es nicht vergessen, daß ihr nicht nur Brüder seid untereinander, sondern daß ihr auch *Schwestern* habt. *Schwestern*, die wie ihr leiden unter den Herrenrechten des Geldes, unter der Übermacht des Kapitals, unter dem Drucke tyrannischer Arbeitgeber und eines Übermaßes von Konkurrenz; *Schwestern*, die nicht nur gezwungen sind, ihre Arbeitskraft für einen kargen Lohn, der zum Leben nicht ausreicht, zu verkaufen, sondern die oft nur zu leben vermögen, indem sie sich der Schande preisgeben, den fluchwürdigsten Sündensold zu erwerben.

Aber, wie die Natur zwei verschiedene Geschlechter schuf, so hat sie denselben für diese Verschiedenheit auch verschiedene Wirkungskreise und körperliche Fähigkeiten zugewiesen. Ihr werdet also nicht meinen, daß mir es einfallen könnte, für die Frauen das ganz Gleiche zu fordern wie für die Männer. So wenig, wie eine Frau zur Besetzung eines Staatsamtes sich eignen würde, so wenig wird sie sich auch eignen, ein Schlossermeister oder Schmied zu werden. Ebenso ist nicht zu leugnen, daß, wie jetzt die Sachen stehen, wie die Bildung der Frauen hinter der Bildung der Männer zurückgeblieben, es auch den Frauen schwer werden würde, in gleicher Weise, wie ihr es tut, Assoziationen zu bilden und sich selbst zu helfen.

Es liegt also das Los der Arbeiterinnen mit in eurer Hand, Arbeiter! Sie können sich nicht allein helfen, ihr müßt euch ihrer annehmen und sie wenigstens führen und ihnen bei der Anordnung ihrer eignen Angelegenheiten hilfreich an die Hand gehen! – Ich bin gewiß, daß ihr dies tun werdet, da ihr einmal jenen Paragraph in eure Beschlüsse aufgenommen und am Besten wißt, wie schlimm es um eure *Schwestern* steht. Wollt ihr mir gestatten, unter euch, wie ich es schon früher getan, die Sache unserer armen *Schwestern* zu vertreten, so wird es mein Stolz und meine Freude sein, für sie und zu euch zu sprechen als eure treue Schwester.

Meißen

*Louise Otto.* 58

## Assoziation für Alle!

»Jeder für sich!« Das war der verderbliche, unmenschliche und unchristliche Grundsatz, der lange Zeit die Gesellschaft regierte – sie bis auf den heutigen Tag noch beherrscht und an den Rand des Verderbens gebracht hat. Wer aber einmal an dem Abgrund steht und ihn vor sich sieht, der wird sich wohl hüten, sich selbst hinein zu stürzen oder sich ohne Gegenwehr hineindrängen zu lassen. Er handelt eben auch nach dem Grundsatz: »Jeder für sich!« er wehrt sich, und so kommt es denn zum Kampf *Aller gegen Alle*. Damit ist keineswegs ein offener Bürgerkrieg gemeint, sondern der anarchische Zustand der freien Konkurrenz im großen wie im kleinen, der in der ganzen langen europäischen »glücklichen« Friedenszeit das Proletariat um Millionen von Seelen vermehrt und das unheimliche Wort Pauperismus geschaffen hat. – Was aber diejenigen, welche die gesellschaftlichen Zustände mit aufmerksamem Auge betrachteten, längst in die Welt hinausriefen: daß die einzige Rettung in dem Wahlspruch der Humanität liege: »*Alle für Alle!*« das war lange Zeit ein vergebliches Rufen, weil die Regierungen nichts dulden wollten, das nur einen Zoll breit von der alten Ordnung (oder vielmehr Unordnung) abwich. Jetzt endlich ist das anders geworden, und wenigstens diejenigen, welche am nächsten an dem Abgrund stehen, müssen und werden, um sich und ihre Brüder und Schwestern zu retten, das Prinzip des Verderbens. »Alle gegen Alle und Jeder für sich« aufgeben und fortan Alle für Alle eintreten.

»*Die Assoziation ist frei!*« Das war das Zauber-Wort, das in jenem größten März, den wir noch erlebten, die gepreßten Herzen der verzweifelnden Arbeiter erleichterte und allen Bedrückten neuen Mut, neue Hoffnung gab. Ja, in der Assoziation liegt auch ihre einzige Rettung – die Rettung der armen Arbeiter und Arbeiterinnen; in der Assoziation liegt ihre ganze Zukunft! –

*Assoziationen für Alle!* Es ist nicht genug, daß die Männer sich assoziieren, auch die Frauen müssen es tun; sie müssen entweder mit den Männern vereint handeln oder, wo die Interessen auseinandergehen, sich unter sich verbinden.

Schon mehrmals habe ich darauf hingewiesen, daß, wie die Arbeiter durch die »Berliner Beschlüsse« und durch die Einsetzung des »Zentralkomitees aller Arbeiter« in Leipzig selbst einen großartigen Anfang zur »Organisation aller Arbeiter« gemacht haben, sie auch darin würdig vor-



angingen, daß sie das Los der Arbeiterinnen berücksichtigten und ihnen unter gleichen Verhältnissen auch gleiche Rechte zusprechen. So soll den Bezirkskomitees der Arbeiter auch ein Komitee für Arbeiterinnen beigegeben werden. – Es gilt, zur Verwirklichung dieser Beschlüsse wirken zu helfen und zwar von seiten der Frauen selbst. –

Die für die Stellung der Frauen als Arbeiterinnen wie im bürgerlichen Leben überhaupt gefährlichste Ansicht ist diejenige, welche ihr Los nicht direkt, sondern nur indirekt zu verbessern strebt. Wenn die Männer durch die Assoziation zu besserem und namentlich gesicherterem Verdienst gelangen, so wird natürlich auch das Los ihrer Frauen ein besseres werden, – so wäre ihnen indirekt geholfen. Wir lassen uns gern diese indirekte Hilfe für die Gattinnen und unmündigen Töchter gefallen – aber den andern Frauen, die nicht in diesen Verhältnissen stehen, dem ganzen weiblichen Geschlecht als solchem, wäre damit nicht genützt, ja sie wäre dessen unwürdig. In der neuen Gesellschaft, die wir konstituieren wollen und werden und der wir entgegengereift sind, auch wenn es noch nicht allgemein erkannt wäre, kann nicht mehr das rohe Recht des Stärkeren herrschen, das ein Geschlecht zum Eigentum des anderen gemacht hat, da gibt es nur Brüder und Schwestern, Arbeiter und Arbeiterinnen. Eben deshalb ist es an der Zeit, neben der Organisation der Arbeiter auch die Organisation der Arbeiterinnen vorzunehmen, und zwar diese wie jene auf dem friedlichen Wege der Assoziation. Das ist die direkte Hilfe, welche auch den Frauen gebührt. –

Wir verhehlen uns die Schwierigkeiten nicht, welche dies Unternehmen bietet – Schwierigkeiten, die tausendmal größer sind als diejenigen, die bei der Organisation der Arbeiter angetroffen werden – aber wer etwas Gutes ernstlich will, ist noch vor keiner Schwierigkeit zurückgeschreckt, sobald die Möglichkeit gegeben ist, sie, wenn auch nach langen Mühen und Kämpfen, zu überwinden! Nehmen wir diese Unruhe, diesen Kampf nicht auf uns, so bleibt uns dafür nichts als die Gewißheit, daß dann das Los der Arbeiterinnen immer bleiben wird, wie es gewesen: ein Los des Elends und vergeblichen Ringens, ein Los voll steter Quälereien und Demütigungen, daneben immer ganz dicht nur durch einen Schritt getrennt der scheinbar rettende Weg des Verbrechens und der Schande, im besten Falle aber ein Los der Unterdrückung und Abhängigkeit. Wollen wir unsern Schwestern, uns selbst, kein besseres verschaffen, weil es Mühe kosten wird? –

Indes die Assoziation der Arbeiter leicht ist, da diese immer bestimmte Korporationen bildeten, als Gesellen und Zunft-Genossen schon immer in einer Art von Verbindung waren, fehlt es für die Assoziation der Arbeiterinnen an jedem solchen Anhaltspunkt. Eben deshalb ist sie aber gerade um so nötiger. Die Mädchen haben ihren Verdienst immer nur suchen müssen aufs Geradewohl, ohne sich gehörig auf das vorbereiten zu können, was zu ihrem Erwerb, ihrem Lebensunterhalte dienen sollte. Daher die Klage der Arbeitgebenden und sogenannten »Herrschaften«, daß es unter den arbeit- und dienstsuchenden Mädchen so viele »unbrauchbare« gäbe. Dieser Vorwurf über Unbrauchbarkeit ist zwar oft genug begründet, aber er trifft weniger die Mädchen, denen man ja die Gelegenheit, etwas Brauchbares zu lernen, abschnitt – als vielmehr die gesellschaftlichen Einrichtungen, welche hiervon die Schuld tragen. Der Staat hat den Arbeiterinnen nicht einmal einen Schatten derselben wenigen Rechte gegeben, welche er doch den Arbeitern gewährleistete; der Staat hat sich höchstens um die Dienstmädchen gekümmert und durch Überwachung ihrer Gesinde-Bücher sie der willkürlichen Rache ihrer Herrschaften preisgegeben oder um sie von der Polizei ausweisen zu lassen, wenn sie nicht gleich einen Dienst fanden – oder um die Schneidermädchen, sie zu bestrafen, wenn sie von den Schneidern verklagt waren. Was aber fragt der Staat nach dem Elend der Näherinnen, Stickerinnen, Klöpplerinnen etc.? – Nur durch die Assoziation helfen sich die Arbeiter auch allein und ohne die spezielle Mitwirkung des Staats: so mögen die Arbeiterinnen das gleiche versuchen; durch die »Berliner Beschlüsse« sind ihnen die Arbeiter entgegengekommen, nun mögen sie auch das ihrige tun! – In den Städten aber, wo Frauen-Vereine bestehen, wäre es Pflicht derselben, zunächst diese Sache in die Hand zu nehmen!

60

61

L.O.

## Bücherschau

*Soziale Reform*. Eine Zeitschrift für Frauen und Männer. Herausgegeben und redigiert von *Louise Dittmar*. Leipzig, Druck und Verlag von Otto Wigand. 1849.

Diese Zeitschrift erscheint in *monatlichen* Heften. Bis jetzt liegt uns erst ein Heft (Januar) vor.

Das ziemlich gleichzeitige Erscheinen dieser Monatsschrift mit unserer wöchentlichen Zeitung zeigt uns besser als alles, wie überall in der Frauen-Welt ein Drang sich kund gibt, an der allgemeinen Bewegung sich zu beteiligen und aus dem bisherigen passiven Verhalten, dem Stillstand, zu einer aktiven Stellung vorzudringen. Es zeigt uns, wie mehr als eine Schriftstellerin die bisherige Vereinzelung schmerzlich empfindet und derselben entgegenzuarbeiten strebt durch Gründung eines Organs, das vorzugsweise den weiblichen Interessen gewidmet sein soll. So sagt L. Dittmar in ihrer Einleitung:

»Soll die Umgestaltung des Lebens eine auch dem weiblichen Geschlecht entsprechende Form annehmen, dann müssen Vereinigungspunkte entstehen, von wo aus mittelbar und unmittelbar sich dieser Einfluß geltend machen kann. Zu einer solchen, zum Anfang eines Anfangs bieten wir die Hand und fordern gleichgesinnte Frauen wie Männer auf, uns in unseren Bestrebungen zu unterstützen.«

Mit Freuden begrüße ich diese Monatsschrift, da ich dadurch das Werk, welches ich mit dieser Zeitung begann, zugleich von einer andern Seite in Angriff genommen sehe, und zwar auf eine solche Weise, daß beide Zeitschriften, statt miteinander in Konkurrenz oder gar sich feindlich gegenüberzutreten, vielmehr einander ergänzen werden im Anstreben eines gemeinschaftlichen Zieles.

Während es zunächst die Aufgabe dieser Zeitung ist, auf dieses Ziel in populärster Weise, mit Berücksichtigung aller gegebenen Verhältnisse hinzuarbeiten, geschieht dies in der »sozialen Reform« auf mehr philosophischem Gebiet. Mögen hier einige Stellen aus dem Programm folgen:

»Bei der allgemeinen Schild-Erhebung persönlicher Forderungen ist endlich der Augenblick erschienen, in welchem auch die Ansprüche des weiblichen Geschlechts, wie dessen notwendige Beteiligung an der Entwicklung unserer Zeit-Aufgaben zur Anerkennung und Wirksamkeit gelangen müssen. Nicht nur den Frauen, auch den Männern muß die

Überzeugung werden, daß nur durch diese letzte und schwierigste Entfesselung der Menschheit das Ziel erreicht wird, daß nur durch Anerkennung und Würdigung, durch *ungehemmte* Entwicklung jeglicher Eigentümlichkeit der innerste Gedanke der Freiheit erfaßt und verwirklicht werden kann. Möchten die Männer nicht zu selbstvertrauend sich allein auf eigne Kräfte stützen wollen. Die Verknüpfung aller Verhältnisse ist so ineinandergreifend, daß die leiseste Nichtachtung gegen einen Teil der Menschheit sich rückwirkend an allen Teilen rächt. Möchten daher die Männer, statt wie bisher durch böswillige Auffassung jeder weiblichen Erhebung, in welchen man so selten ein höheres Streben sehen will, sich nunmehr diesen Bestrebungen anschließen, sie unterstützen und so gemeinschaftlich dem Ziel entgegengehen. Allein nach der Ansicht der Unterzeichneten muß der Impuls hierzu von Frauen selbst ausgehen; nur diese vermögen als Beteiligte die Widersprüche zwischen ihrem Wollen und Können, zwischen ihrer aufgedrungenen Stellung und ihrer selbstgewählten Bestimmung gehörig zu würdigen; nur sie vermögen durch die emporstrebendsten Antriebe wie durch die schmerzlichsten Lebenserfahrungen belehrt, die ungeheure, das ganze Leben durchziehende Kluft in ihrem Dasein zur Anschauung zu bringen. – Die große allumfassende Welt-Bewegung hat plötzlich die künstlich erhaltene Ruine der auf Privilegien gestützten Vorurteile in ihren Grundfesten erschüttert. Nur die am tiefsten und verderblichsten ins Leben eingreifenden, die geistigen und materiellen Fesseln des ganzen weiblichen Geschlechts sind bis jetzt kaum angetastet. Und doch ist keinem Verhältnis der wankende Boden so unter den Füßen entschwunden wie diesem. Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen, heißt es hier wie überall. Dem Blindesten muß endlich die Notwendigkeit einleuchten, selbst Hand anzulegen an die Errichtung einer eignen unabhängigen Lebensstellung, die auch der andern Hälfte der Menschheit, der der gegenseitigen Unterstützung am Bedürftigsten, eine freie Verfügung über das eigne Selbst, eine selbstgewählte Beteiligung im Leben möglich macht.« –

Folge hier noch eine Inhaltsangabe des ersten Heftes. – »Plan der Zeitschrift. – Die monarchische Welt-Anschauung. – Die Girondisten. – Der Selbstzweck der Menschheit. – Die Kunst in der Kirche. – Der Graf und der Bettler. – Die männliche Bevormundung. – Die Konsequenzen für die Freiheit des Geschlechtsverhältnisses. – \* Mein Programm als Mitarbeiterin einer Frauen-Zeitung. – Das Ideal und die Wirklichkeit. – Charlotte Corday.« –

Der mit \* bezeichnete Artikel ist von mir. – Diese Mitarbeit an einer Schrift, die ich hier als eine fremde bespreche, kann auch befremdend erscheinen. Ich muß deshalb noch einige erklärende Worte hinzufügen. Die Herausgeberin lud mich schon vor längerer Zeit zur Mitarbeit an einer Frauen-Zeitung ein, über deren nähern Plan ich jedoch nicht unterrichtet war. Ich genügte der Aufforderung und gab aus eben diesem Grunde der Unbekanntschaft »*Mein* Programm«, weil ich nicht wissen konnte, ob ich das der Herausgeberin würde unterschreiben können. Ein längeres Schriftstellertum macht uns in manchen Dingen so vorsichtig und mißtrauisch. – Später hörte ich nichts wieder von dem Unternehmen, bis dies Heft erschien, und noch, ehe ich es gesehen, diese Frauen-Zeitung. –

Ich empfehle die soziale Reform allen denjenigen, die philosophische Schriften zu lesen pflegen. Sie ändern zu empfehlen würde mir nichts nützen – denn sie würden sie doch nicht lesen – ich kenne das! –

L.O. 70

## Überall wie hier

*Georges Sand* schreibt in dem Tageblatt »*la vraie republique*« von ihrem Landgut in der Provinz Berry aus: »So weit ist es mit uns gekommen: in Paris ist man ein Aufwiegler, wenn man sozialistisch ist; in der Provinz ist man ein Kommunist, wenn man republikanisch ist; und ist man zufälligerweise ein sozialistischer Republikaner, dann trinkt man Menschenblut, mordet die kleinen Kinder, prügelt seine Frau, ist ein Bankeroutier, ein Trunkenbold, ein Dieb und läuft Gefahr, an der Ecke eines Gehölzes von einem Bauer ermordet zu werden, welcher euch für toll hält, weil es ihm ein Bürger oder ein Pfarrer vorgesagt hat. Dies geschieht in Frankreich im ersten Jahr der demokratischen und sozialen Republik. Unser Vermögen, unser Leben, unsere Seele haben wir diesem Volke gewidmet, das man dahin bringen möchte, uns wie Wölfe zu behandeln.«

85 So ist es in Frankreich – wie könnte es bei uns anders sein? In Frankreich hat man die allgemeinen Menschenrechte schon viel länger verkündigt als bei uns – der ewige Jean Jacques Rousseau ist für diese Verkündigung in Elend und an der Menschheit verzweifelnd gestorben, und es ist schon ein langer Zeitraum verflossen seit St. Simon zu wirken begann und von sich sagen konnte: »Ich schreibe für die Bienen gegen die Hummeln!« d.h. für die Erschaffenden gegen diejenigen, die nur verzehren, für die Arbeit gegen das Kapital. Und es kamen nach ihm viele in Frankreich, die sich nicht damit begnügten, nur von politischen Verbesserungen alles Heil für die Menschheit, insonderheit für ihr eignes Volk zu erwarten, sondern die es gerade herausagten, daß die Verbindungen der Menschen untereinander ganz neu zu ordnen wären, da die gesellschaftliche Unordnung herrschend geworden sei und bekämpft werden müsse, daß es nicht genug sei, die Menschen von der Willkür einer tyrannischen Regierung, eines gekrönten Herrschers zu befreien, sondern daß es gelte, sie frei zu machen von der Tyrannei des Kapitals, das so gut die Fürsten wie die Völker beherrscht und das auch da noch Sklaven macht, wo es keine Königsthone mehr gibt. Viele Jahre lang schon haben französische Schriftsteller sich neben der politischen mit der gesellschaftlichen Reform beschäftigt, und ihre Ideen sind in das Volk gedrungen, an das sie sich wendeten, und haben darin Wurzel geschlagen. Deutschland aber kam nur erst langsam damit nach – erst seit einigen Jahren haben wir uns – und zwar nur eine kleine Zahl deutscher Schriftsteller mit den so-

zialen Fragen, den Fragen der Arbeit und des Erwerbes innerhalb der Gesellschaft beschäftigt – aber wie war es möglich, damit eine größere Wirkung in weiteren Kreisen zu erzielen, da soziale Zeitschriften kaum geduldet wurden und Zensur- und Bücher-, ja Verlagsverbot die sozialen Schriften weit härter behandelten, als selbst die politischen. Wenn daher die Bemühungen jener glückten, welche alle, die für die Freiheit auf allen Gebieten kämpften, zu unterdrücken und zu verdächtigen suchten – wenn es durch sie dahin kam, daß das Volk selbst seinen wärmsten Freunden nichts Gutes zutraut, so ist dies eben nicht zu verwundern, besonders wenn wir sehen, wie es in Frankreich, das uns doch vorausgegangen, ganz dasselbe ist. – Wenn man sozialistisch ist, hält man uns für Aufwiegler – es heißt, wir wollten nur die Massen *aufregen* zu ungesetzlichen Handlungen, die das Eigentum der Reichen u.s.w. bedrohten, indes wir weiter nichts wollen als sie *aufklären*, daß sie keine ungesetzlichen Handlungen der Reichen gegen sie selbst, die Armen und Arbeiter, dulden. – Erklären wir uns als Republikaner, so sagt man, wir predigten Anarchie, die Herrschaft der rohen Gewalt, des Faustrechts u.s.w., und sind wir sozialistische Republikaner, soziale Demokraten, d.h. wollten wir einen Staat, in dem das Volk keine höhere Herrschaft über sich erkennt als die eines Gesetzes, das es zuvor sich selbst gegeben, wollen wir einen Staat, in dem auch das Mißverhältnis von Kapital und Arbeit aufgehoben und die Arbeit organisiert ist – so schreibt man uns alle möglichen Schlechtigkeiten zu. Wer von uns hätte das nicht selbst erfahren, entweder an sich oder an anderen? – Die Reaktion ist's, die alle, welche der Bewegung dienen, immer und überall zu verdächtigen und zu schmähen sucht, die Reaktion ist's, welche kein Mittel scheut, um zu ihrem Zweck zu kommen – und wahrlich! die Reaktion hat ihre Stützen noch ganz anderswo als in den Regierungen! – Ja, die Bourgeoisie, der Geldadel ist's, der die meisten Fanatiker der Ruhe aussendet, uns andere zu verketzern und zu verderben. In dem Geldadel scheinen sich der Materialismus und die Selbstsucht unserer Zeit verbunden zu haben. Die ihm angehören, wissen nichts von einem aus Standesinteressen hervorgehenden *Gemeingeist*, sondern nur von dem Geist gewinnsüchtiger Spekulation, der allen ihren Gliedern *gemein* ist. Er erkennt nicht die nationalen Bande eines Vaterlandes an, denn seine Heimat ist überall, wo es Börsen und Kredit-Papiere gibt, auch nicht einmal der Welt will er angehören, sondern betrachtet vielmehr die Welt als eine große Domäne, welche lediglich ihm angehören müsse. – Diese Leute des Geldadels – sie sind es, welche das Volk verführen – um es

auszubeuten. Sie sind es, welche den Bürger, den Landmann vor denen warnen, die der neuen Zeit und mit ihr der Freiheit dienen! Diese Leute sind es, welche den Volksfreunden alle möglichen Schlechtigkeiten andichten, damit das Volk seine Freunde verleugne und seinen Feinden sich geduldig überliefern, weil diese ihm sagen: »Ihr leidet noch mehr, wenn nicht bald Ruhe wird, so werdet ihr keine Arbeit, keinen Verdienst mehr haben – darum auf und verlacht und verfolgt die, welche an der Unruhe schuld sind.« Dann hilft es nichts, wenn wir sagen: »Die Unruhe jetzt ist nur da, damit ihr dann endlich einmal Ruhe habt vor euren Tyrannen, mögen sie nun auf Thronen oder auf Geldsäcken sitzen« – dann flieht doch das betörte Volk von uns. – Nein! es zaudert wohl, aber es flieht nicht, es läßt sich nicht für immer betören – es findet schon noch seine wahren Freunde heraus, es findet den Weg, auf dem es zur Freiheit zu wandeln gilt. – »Der Sieg muß uns doch bleiben!!«



## Vortrag, gehalten im demokratischen Frauen-Verein zu Oederan, im Januar 1849

Werte Zuhörerinnen!

Indem Sie zu einem Verein zusammengetreten sind, der höheren Zwecken dient, als denen, welche man bisher speziell, aber mit gänzlicher Verken-  
nung vollendeter Weiblichkeit, beliebte *weibliche* zu nennen, haben Sie  
schon bewiesen, daß Sie selbst Ihre Aufgabe, die Aufgaben der Frau in  
dieser bewegten Zeit erkannt haben. Ich freue mich, Sie als Gesinnungs-  
verwandte begrüßen zu können! Schon seit Jahren habe ich danach ge-  
strebt, meine deutschen Schwestern von der Notwendigkeit dieser höheren  
Aufgabe zu überzeugen, ich habe mein schriftstellerisches Wirken damit  
begonnen, daß ich in den »Vaterlandsblättern« über die »*Stellung der  
Frauen im Staate*« schrieb, daß ich sie dazu aufforderte, geistig teilzuneh-  
men an den politischen Bestrebungen der Gegenwart und die treuen Ge-  
fährtinnen der Männer zu sein, wo es sich um die Rechte des Volks, um  
seine Freiheit handelte. Denn das Volk besteht eben wie die Menschheit  
selbst nicht nur aus Männern, sondern aus Männern und Frauen. Darum  
müssen die Frauen, wenn schon auf *andere* Weise und auf *anderem* Gebiet,  
doch auch wie die Männer der staatlichen Entwicklung, der Volksfreiheit  
dienen. Ich habe dieses alles schon vor Jahren ausgesprochen – die Vor-  
urteilsvollen, die Philister und diejenigen, welche sich ein Geschäft daraus  
machen, alles in den Staub herabzuziehen und zu verlachen; sie waren  
alle wider mich, sie haben mich verlacht, wie sie mich wahrscheinlich  
auch heute wieder verlachen werden – aber ich wußte das voraus und  
habe mich nicht darum gekümmert. Warum mich die einen schmähten,  
das führte mir die andern zu, und ich denke, diese letztern waren die  
Besseren! Sie werden dieser Ansicht alle beistimmen, wenn ich Ihnen sage,  
daß unser *Robert Blum* einer der ersteren unter denen war, welche mich  
in diesen Bestrebungen für die Rechte der Frauen ermutigte. – Die Teil-  
nahme der Frauen am Staate ist nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht –  
hatte ich gesagt und diese Worte, welche mir Hunderte von Feinden  
schufen, machten *Robert Blum* zu meinem Freund. Ich sage das nicht zu  
meinem Ruhm, sondern zu Ihrem Trost, werte Zuhörerinnen, denn weil  
Sie dieselben Ansichten vertreten wie ich, werden Sie auch mein Los in  
diesen Beziehungen teilen. Wer aber gewiß ist, im Geiste Robert Blums

98

zu handeln, kann sich schon darüber trösten, von beschränkten oder böswilligen Leuten falsch beurteilt zu werden. Soll ich noch andere Männer aus der Gegenwart nennen, die über diese Rechte und Pflichten der Frauen mit uns gleich denken und es durch ihre Freundschaft mir bewiesen haben? So nenne ich noch den begeisterten *Johannes Ronge*, den Stifter des Deutschkatholizismus, und unsern edeln Minister *Oberländer*. Das sind Ihnen längst bekannte und hochgefeierte Namen, welche die Rechte des *ganzen* Volkes anerkennen und für sie eintreten, die Rechte der Frauen wie der Männer. Diese wenigen Namen, denen ich leicht noch viele andere beifügen könnte, die Ihnen aber doch vielleicht minder bekannt wären, werden Ihnen genügen, um gewiß zu sein, daß wir edle, verehrungswürdige Bundesgenossen haben – vielleicht auch werden diese Namen genügen, einige unserer Gegner zu entwaffnen und zu beschämen! –

So viel als Einleitung. Es ist meine Absicht, durch *geschichtliche Rückblicke* zu zeigen, daß unsere Bestrebungen, dem Vaterland und der Freiheit zu dienen, keineswegs vereinzelt dastehen oder etwas Neues sind. Ich werde Sie sowohl auf einzelne Zustände als auf einzelne Frauen vergangener Zeiten aufmerksam machen, um dadurch daran zu erinnern, wie wir bereits würdige Vorgängerinnen gehabt haben und wie bei aller Eigentümlichkeit einer jeden besonderen Zeit doch vieles, was wir jetzt erleben oder anstreben möchten, schon einmal, wenn auch in andern Formen und Verhältnissen, dagewesen ist. –

Wenn man jetzt von Republiken spricht, so wird oft mit der alten, der vorchristlichen Zeit gedacht und ihrer Republiken, der aus der dunklen Tiefe der Vergangenheit hell hervorleuchtenden Gestirne der Republiken von *Griechenland* und *Rom*. Es ist wahr, daß die Republiken dieser Staaten uns für die Gegenwart nicht in allem als Muster dienen können, denn bei all ihrer Vollkommenheit in der Ausbildung staatlicher Formen fehlte ihnen der christliche Grund-Gedanke der *allgemeinen* Gleichheit und Menschen-Liebe, sie hatten den erhabenen Tempel der Freiheit auf die unsittlichen Grundlagen der Sklaverei gebaut – und darum sind sie auch wieder untergegangen. Eine bedeutsame Lehre für *uns*, daß auch Deutschland mit einem Freistaat nicht gedient wäre, wenn dieser nicht *allen* gleiche Rechte gewährte, wenn er die Ärmsten und Niedrigsten unter uns mittelbar oder unmittelbar von seinen Wohltaten ausschloß und die einen dem andern untergeben, zu Sklaven machte. – Worin uns aber jene alten Republiken von Griechenland und Rom zum Muster dienen

können, das ist die Stellung, welche die Frauen einnahmen. Die gleiche Liebe für die Freiheit und das Vaterland, welche die griechischen Männer beseelte, begeisterte auch die Frauen. Es war der Stolz der griechischen Mütter, wenn ihre Söhne für das Vaterland in den Kampf zogen, und wenn sie sterbend daraus zurückgebracht wurden, so war es der Trost der Mutter, daß sie für das Vaterland gefallen waren. Die Mutter hatte sie dazu erzogen, dem Vaterland zu leben und zu sterben – sie trauerte nicht, wenn der Tod sie ihr in ihrem Berufe raubte. Wenn der griechischen Mutter die Nachricht gebracht ward: »Dein Sohn ist in der Schlacht geblieben!« so war ihre erste Frage: »Hat er die Wunden *vorn?*« Bejahete man dies, so war sie beruhigt, denn dann wußte sie, daß ihr Sohn ehrenvoll und nicht auf schimpflicher Flucht gefallen war. Ein mahnendes Beispiel für uns! Wie manche deutsche Mutter denkt jetzt nicht mit Zittern an die Möglichkeit eines Kriegs, der ihr den Sohn rauben könnte! wie manche möchte nicht den Sohn zurückhalten und von den Soldaten loskaufen – wenn das jetzt noch möglich wäre – nur damit er nicht den Gefahren der Schlacht ausgesetzt sei – meine christliche Schwestern, lasset euch nicht von der Seelen-Stärke heidnischer Frauen beschämen! Freilich wußten diese griechischen Frauen, daß ihre Männer und Söhne für ihr Vaterland, ihr Volk, ihre Freiheit kämpften – und *darum* konnten sie ihre Begeisterung teilen, sie würden sich aber das Haar gerauft, Trauer angelegt und sich selbst geflücht haben, wenn ihre Söhne für die Tyrannei und gegen die Volksfreiheit gekämpft hätten. Nun, so seid wie die Griechinnen für Vaterland und Freiheit begeistert, dann werdet ihr, wenn es sein muß, auch eure Gatten und Söhne mit Freuden ihr Leben für diese heiligsten Güter einsetzen sehen. Die griechischen Frauen nahmen denselben geistigen Anteil am Staatsleben, wie die Männer; ja es gab sogar *Priesterinnen* unter ihnen, deren Aussprüche als heilige Weissagungen betrachtet wurden und in deren Tempeln man sich bei den wichtigsten Angelegenheiten Rat holte. Eine griechische Dichterin, Sappho, von deren Werken uns noch Bruchstücke aufbewahrt sind, ward vor allem Volk mit dem Lorbeer gekrönt, und bei einer andern geistreichen Frau pflegte einer der weisesten Gesetzgeber eines griechischen Staats, Perikles, sich Rat zu erholen. – Noch schärfer und in beinahe härteren Zügen ausgeprägt wird diese Teilnahme am Staatsleben bei den römischen Frauen. In allen Lagen des Lebens lag ihnen zuerst daran, sich als *Römerinnen* zu zeigen, d.h. würdig ihres Vaterlandes; es war ihre *republikanische Tugend*, zuerst ihrer Pflicht gegen das *Vaterland* zu genügen und diesen allgemeinen Beruf ihrem

besonderen als Gattin, Mutter, Tochter u.s.w. *unterzuordnen*. Müssen wir deutschen Frauen nicht alle beschämt stehen von solcher republikanischer Tugend? [...]

Freilich waren auch die römischen Frauen vom Staatsleben nicht ausgeschlossen, an allen öffentlichen Feierlichkeiten nahmen sie teil, und den heimkehrenden Siegern zogen sie entgegen, ihnen Huldigungen darzubringen. Es war die größte Ehre für den Helden, und nur die edelste und züchtigste Jungfrau ward dazu ausersehen, wenn die Römerin dem heimkehrenden Römer den Siegeskranz reichte. Noch dach viele Beispiele – aber schon die angeführten werden genügen – könnte ich beweisen, wie die griechischen und römischen Frauen sich als *Bürgerinnen* eines freien Staats zu bewähren wußten. Ich habe angedeutet, wie diesen heidnischen Republiken zu ihrer Vollendung eben die christliche Anschauung fehlte, die erst einer späteren Zeit vorbehalten war. Es kann nun wohl die Frage entstehen, ob unsere Bestrebungen, dem Vaterland und der Freiheit, der Sache der Menschheit überhaupt zu dienen, da wir uns bisher nur auf heidnischer Frauen Vorbilder beriefen, auch *christliche* Bestrebungen sind? – Blicken wir zurück auf die Zeit, da *Jesus Christus*, unser Herr und Meister, selbst auf Erden lebte und lehrte. Als armer Zimmermannssohn geboren und das einfache Handwerk seines Vaters übend, war Jesus recht eigentlich ein Kind des Volkes. So war es auch nur das eigentliche Volk, das arme und niedrige und um dessentwillen von den Reichen und Vornehmen verachtete, an das er sich wendete und das ihm zulief. Den Großen, den Pharisäern und Schriftgelehrten unter den Juden, war seine Lehre ein Ärgernis, und den gelehrten und bildungsstolzen Griechen eine Torheit – gerade so geht es noch heute allen Volksmännern, welche den Vorurteilen ihrer Zeitgenossen entgegentreten.

(Fortsetzung folgt.)

## Vortrag, gehalten im demokratischen Frauen-Verein zu Oederan, im Januar 1849

(Fortsetzung.)

Wie es nun Jesus, indem er das Evangelium der allgemeinen Menschenliebe, der Freiheit und Gleichheit verkündete, vorzugsweise mit den Armen und von ihren übermütigen, hochgestellten Mitbürgern Verachteten hielt, so daß jene ihm nachredeten: »er isset mit Sündern und Zöllnern«, so nahm er auch der Frauen sich an und verschmähte es nicht, sie zu belehren und sie auf den rechten Weg zu führen, wie er die Männer führte, denn er war ja eben gekommen, die ganze Menschheit zu erlösen. Ihr kennt das schöne Freundschaftsbündnis, welches Jesus mit den Schwestern in Bethanien verband, *Maria* und *Martha*. Erinnern wir uns der herrlichen Szene, in welcher er bei ihnen weilte, Maria zu seinen Füßen saß, seine göttlichen Lehren zu vernehmen, indes Martha ihn mit sorgfältiger Bewirtung am besten zu ehren meinte. Martha machte der Schwester Vorwürfe, daß sie sich nicht auch diese Mühen mache. Jesus aber antwortete: »Maria hat das bessere Teil erwählt – das soll nicht von ihr genommen werden.« An dies Wort unsres Meisters halten wir uns: *das soll nicht von ihr genommen werden!* Damit ist es ausgesprochen für alle Zeit und festgestellt als ein christlicher Grundsatz: die Frau soll nach dem Höheren streben, ihre Seele den Lehren erhabener Menschen öffnen und ihren Geist nähren mit geistiger Speise – *das ist ihr besseres Teil, das nicht von ihr genommen werden soll!* – Mit diesen Worten, meine Schwestern, lasset uns all den Marthas antworten, die wir in unsern Kreisen treffen und die uns mit Vorwürfen überhäufen, weil wir neben unsern besondern weiblichen Pflichten auch noch höhern Bestrebungen huldigen, die sie nicht wollen gelten lassen, diese höheren Bestrebungen sind eben das *bessere Teil*, von dem unser Meister gesagt hat: *das soll nicht von ihr genommen werden*. Wissen wir aber, daß wir in seinem Geiste handeln, was können uns dann die Urteile der Welt kümmern? – Aber nicht nur diese beiden Freundinnen sind es, denen wir im Leben Jesu begegnen. Der verachteten *Samariterin* erteilt er am Brunnen, ihre Fragen beantwortend, die erhabensten Lehren, von *Maria Magdalena* läßt er das Haar sich salben und verweist es dem Judas, der sie roh davon zurückhalten will, selbst für die Sünderin hat er

noch das rettende Wort gegen ihre Verfolger: »wer von euch ohne Sünden ist, der werfe den ersten Stein auf sie!« Überall, wo er lehrt und wohltut, sehen wir in Verehrung und Demut die Frauen ihm nachfolgen, sie stehen bei dem Gekreuzigten, und er nimmt noch von seiner Mutter rührend Abschied, sie schmückten sein Grab und der Auferstandene zeigt sich ihnen zuerst. Wie kann man nun sich christlich nennen und doch die Frauen aus der Stellung drängen wollen, die Christus selbst ihnen angewiesen? Die Frauen, indem sie Jesus nachfolgten und ihm dienten, dienten sie der Sache der Freiheit – der allgemeinen Menschenliebe, denn Jesus war deren erster Held und Verkündiger – nun denn: so bewähren wir es auch in *diesem* Sinne, daß wir echte Christinnen sind! –

106

Stellen wir uns nun aber vom Boden des Christentums auf den des *Vaterlandes!* – Bei keinem Volk der alten Welt, nicht einmal bei den Griechen und Römern, nahmen die Frauen eine so würdige Stellung ein wie bei unsern deutschen Vorfahren, den alten *Germanen*. Diese alten Germanen waren ein rohes Volk, das die deutschen Wälder bewohnte und das die überfeinerten Römer nicht anders als ein Volk von *Barbaren* nannte. Aber diese barbarisch gescholtnen Germanen waren ein freies, tapferes Volk, das sich selbst seine Gesetze gab und sie auf die heiligen Rechte begründete, die in jedes Menschen Brust geschrieben sind. Darum war die Frau die Gefährtin des Mannes, sie versorgte sein Hauswesen, sie erzog seine Kinder, aber sie nahm auch teil an allem, was ihn betraf, sie war seine vertrauteste Freundin. Die Germanen waren ein kriegführendes Volk, und die Frauen zogen mit ihren Männern in die Schlacht, nicht um mitzukämpfen, aber um ratend und liebend ihnen beizustehen, die Verwundeten zu pflegen, bei den Begräbnissen der Toten die Klage-Lieder und nach gewonnener Schlacht die Siegeslieder zu singen, ja mitten im Kampf durch ihre kriegerischen Gesänge die Kämpfer zu begeistern. Zwar war es bei den Germanen Brauch, daß sie das Mädchen, das sie zur Gattin wollten, gewaltsam raubten und in ihr Haus führten – aber dieser Brauch war eben darauf gegründet, daß ein germanisches Mädchen nur einem kühnen, tapfern Gatten sich gern ergab, daß sie nie die Gefährtin eines Feiglings, sondern nur die eines mutigen Helden sein wollte. Auch geweihte Priesterinnen und Seherinnen waren die germanischen Frauen. – [...]

So war es in der alten Zeit – nun stieg das Mittelalter herauf, mit dem allmählich das reine Christentum zur römisch-katholischen Kirche verfälscht und aus der Religion der Liebe und Freiheit eine Religion der Furcht und Knechtschaft gemacht ward. Die Verehrung der Heiligen und

der Jungfrau Maria ward eingeführt, und die Klöster stiegen empor. Da hinein flüchteten sich neben unglücklichen und verirrtten auch diejenigen Frauen, die ein höheres Streben in sich trugen und dafür im äußern Leben keine Befriedigung fanden. Die Frauen, wenigstens die hochgestellten und schönen, wurden in dieser ritterlichen Zeit des Minnedienstes vielleicht mehr geehrt, als in jeder andern. Jeder Ritter wählte eine Dame, deren Farben er in der Schlacht trug, die er in Liedern besang, in deren Namen er kämpfte. In den Turnieren, den Festspielen der Ritter waren es die Frauen, unter deren Augen sie sich tummelten, und welche ihnen die Ehrenzeichen reichten – allein diese Verehrung, die sich nur auf Jugend und Schönheit beschränkte, hatte doch keinen wahren Wert, und indem sie die Frauen scheinbar erhöhte, erniedrigte sie eigentlich dieselben. Auch herrschten diese zarten Sitten eben nur bei den höhern Ständen, sie galten nur der *Dame*, nicht der *Frau*. Die Frauen der andern Stände lebten in Abhängigkeit und Stumpfheit dahin. Beten und arbeiten war ihr Los. Die höhere Bildung hatte sich in die Klöster geflüchtet, aber es war eine tote Gelehrsamkeit, die wohl die Frauen befähigte, Äbtissinnen ihrer Klöster, Vorsteherinnen ihres Ordens zu werden, übrigens aber ohne jeden Gewinn für's Allgemeine blieb. Diejenigen Nonnen, welche als barmherzige Schwestern durch das Land zogen, Kranke pflegten, besonders in Zeiten der Pest, bewährten noch am schönsten die Aufopferungsfähigkeit der Frauen für die Menschheit. Wohl gab es einzelne Fürstinnen und Burg-Frauen, deren Namen uns die Geschichte aufbewahrt hat, die unter ihrem Geschlecht glänzend hervorragten und ihren Einfluß geltend machten in der deutschen Geschichte – aber ihr Beispiel hat für die Gegenwart seine Kraft verloren. Denn jetzt wird und darf die Geschichte nicht mehr von den Höfen, gleichviel ob von Fürsten oder Fürstinnen, gemacht werden – sondern dazu ist eben das mündiggewordene, das *ganze* Volk berufen, die Frauen wie die Männer *aller* Stände! Wenn aber im finstern Mittelalter ein Mädchen oder eine Frau aus den untern Ständen sich in irgend etwas hervortat, sei es, daß sie durch ihre Schönheit oder ihre Tugend einem vornehmen Ritter Liebe einflößte, dem man sie als armes Mädchen oder Bauern-Dirne nicht für ebenbürtig hielt, sei es, daß sie in irgendeiner Natur-Wissenschaft Kenntnisse hatte oder für eine hohe Idee sich begeisterte: so ward sie der Zauberei bezichtigt und ihr als Hexe der Prozeß gemacht. Unsre alten Urahnen, die Germanen, nannten in ehrfurchtsvoller Scheu diese begeisterten Frauen *Seherinnen*. Das abergläubische Mittelalter aber, in dem die Pfaffen alles, was nicht ihren selbstsüchtigen Zwecken

diente, als Teufelswerk darstellten, machten diese Frauen zu Hexen. Oft waren diese sogenannten Hexen wirkliche *Somnambulen* – und da der niedrige Standpunkt der damaligen Wissenschaft diese Krankheit nicht zu erklären wußte, so war es beinahe natürlich, daß man die davon Ergriffenen mit furchtsamen Augen betrachtete und sich ihrer zu entledigen suchte. Oft geschah es auch, daß damit, wie heutigen Tages mit den Somnambulen, Mißbrauch getrieben ward, teils daß Frauen sich selbst als Zauberinnen ausgaben um Gewinn davon zu ziehen, teils daß sie irregeleitet und von andern als Werkzeuge geheimer Pläne benutzt wurden. So wurden die unschuldigsten und oft die besten Frauen im Mittelalter als Hexen verbrannt.

Das gräßlichste Schauspiel dieser Art bietet Frankreich. Frankreich war von den Engländern bis über die Hälfte unterjocht, ein englischer Prinz, ein Kind, zum König von Frankreich gekrönt, und der rechtmäßige König vertrieben worden. In allen Schlachten siegten die Engländer, und Frankreich seufzte unter dem unerträglichsten Druck übermütiger Eroberer. Der Schmerz, der durch das ganze Volk ging um das Vaterland, fand auch im Herzen eines armen Hirten-Mädchens, *Johanna d'Arc*, das tiefste Echo. Sie konnte es nicht ertragen, ihr Vaterland in solcher Schmach zu sehen. Heimlich verließ sie ihr stilles Dorf und eilte in das französische Lager, gerade als die Franzosen mit den Engländern im Gefecht waren. Die Franzosen wollten eben fliehen, als Johanna d'Arc sich an ihre Spitze stellte und sie wieder gegen den Feind führte. Der Anblick dieses kühnen Mädchens begeisterte die französischen Krieger so, daß sie mit neuem Mut sich in den Kampf warfen, die Engländer aber glaubten an Zauberei und flohen. Von da an weilte Johanna bei dem Heer, das nun siegesmutig an sie wie einen rettenden Engel glaubte, so zogen sie von Sieg zu Sieg, und das Vaterland ward von der Fremdherrschaft erlöst. Was aber war das Los dieses Helden-Mädchens: Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans, fiel in die Hände der Engländer, und die Franzosen ließen es geschehen, daß ihre Retterin – als *Hexe* verbrannt ward.

Das also war das Los einer Jungfrau, die ihr Vaterland geliebt und errettet hatte! Meine Schwestern, können wir uns nun wohl darüber beklagen, wenn man auch in uns das, was unser Edelstes ist, die Begeisterung für Vaterland und Freiheit, zu schmähen sucht, wenn uns die Mitwelt darum verkennt und verketzert? Aber die Nachwelt richtet gerecht. Johanna d'Arc steht als ein leuchtendes Vorbild da für alle Frauen, und unser edelster deutscher Dichter, *Schiller*, hat durch seine begeisterte Dichtung:



*Die Jungfrau von Orleans*, die Unsterbliche auch für uns Deutsche noch herrlich verklärt. –

(Fortsetzung folgt.) 108

## Der Volkskreuzzug in Ungarn

*Kossuth* hat eine Proklamation an das ungarische Volk erlassen, in der er demselben »zu wissen gibt, wie die russischen Barbaren-Horden überall im Vaterland eingebrochen sind und vorwärtsrücken«; und weiter »wir geben ferner zu wissen, daß, obgleich es so gewiß ist wie Gott im Himmel, wenn es den Russen gelingen sollte, unser ungarisches Vaterland zu besiegen, daraus die Knechtschaft für alle Völker Europas erfolgen würde, *wir doch vom Ausland keine Hilfe erwarten können*, weil die Herrscher die Sympathie ihrer Völker unterjocht halten, die stumm und tatenlos auf unsern gerechten Kampf hinsehen. Es ist daher niemand, auf den wir hoffen könnten, als der gerechte Gott und unsere eigne Kraft; wenn wir aber unsere eigne Kraft nicht benutzen, so wird auch Gott uns verlassen.« – Und weiter wird in der Proklamation ein *allgemeiner Volkskreuzzug* angeordnet. – Der Aufruf hat bereits die erwartete Wirkung. Die Teilnahme an dem Kreuzzug wird als eine allgemeine beschrieben, die beispiellos sei in der Geschichte. Die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber, Kinder, alles sei auf den Beinen und zahllos seien die Scharen, welche mit dem weißen Kreuz auf der Brust sich zu dem bevorstehenden Kampf meldeten. – Schon vor diesem Volkskreuzzug lasen wir eine Notiz, wo auch in der ungarischen Armee *unter 35 Kämpfenden immer ein Weib sei*. Die persönliche Teilnahme der Frauen am Kampf wird sich nun noch als eine ganz andere herausstellen. – Wir haben oft erklärt, daß wir ein gesuchtes und eitles Amazonentum mißbilligen, daß die Frauen nicht in das Heer gehörten u.s.w., aber wenn ein Volk in einer Lage ist wie jetzt Ungarn, gestalten sich die Sachen anders. *In einen solchen Volkskreuzzug gehören die Frauen auch*. Da ist es nicht abgetan mit Charpie-Zupfen, Verwundete pflegen, Kleidernähen und Kochen für das Heer – da mögen und werden sie hinaufreiten auf die Türme, nach dem Feind zu spähen, und durch Sturmläuten sein Kommen zu verkündigen, – da mögen und werden sie mithelfen die Städte verbarrikadieren und verteidigen oder, wo das nicht möglich ist, sie auszuräumen und anzuzünden – da mögen und werden sie das Schwert oder die Sense ergreifen, wenn sie stark genug sind, sie zu führen, oder das Schießgewehr, wenn sie schießen gelernt. – Die Mütter mögen sich schonen für ihre Kinder, aber die ledigen Mädchen dürfen die Gefahr nicht scheuen, wenn sie die Kraft haben, mit ihren Waffen selbst Gefahr zu bringen, sie mögen und werden kämpfen und sterben für das Vater-

land. – Oder wollt ihr etwa auch der Erhabenheit eines solchen Volkskreuzzuges gegenüber mit dem sentimentalen Einwand kommen: das Weib dürfe den Tod nicht in die feindlichen Reihen senden, sein Gefühl sei dagegen u.s.w. (das Stichwort »unweiblich« lauert im Hintergrund) – nun, so frage ich euch: sind denn *die Männer privilegierte Mörder?* ist es denn einem Mann gleichgültig, zu töten? – *Unmenschlich* ist's, denn unmenschlich ist jeder Krieg – und wir wiederholen noch einmal: das sei ferne, daß wir die Frauen als Söldnerinnen sehen möchten neben einem fürstlichen »herrlichen Kriegsheer« – aber wo kein gewöhnlicher Krieg geführt wird, sondern ein Volkskreuzzug, wo es eine Erhebung des ganzen Volkes gilt, auf die entweder die *Vernichtung desselben und aller Freiheit* oder der *Sieg der Freiheit für alle Völker* folgen muß: da müssen die Frauen mit aufstehen, denn das ist ein Kampf wider die fortgesetzten Kriege der Unterdrücker gegen ihre Unterdrückten, dies ist ein Kampf für den ewigen Frieden. – Meine Stimme wird nicht die Schwestern in Ungarn erreichen, aber ihre Taten für ihr Vaterland und die Freiheit werden zu uns dringen, und wir werden beten für sie, daß Gott mit ihnen sei und den Volkskreuzzug zum Ziele führe! Daß er die heilige Stätte des Vaterlandes nicht in den Händen der ungläubigen Unterdrücker lasse – der Ungläubigen, die nicht an die Freiheit glauben! Wir wollen beten, bis daß der Tag komme, da die deutschen Frauen sich würdig als Schwestern der ungarischen Helden-Frauen zeigen können! –

113

L.O.

114

## Vortrag, gehalten im demokratischen Frauen-Verein zu

Oederan, im Januar 1849

(Schluß.)

Aber mitten heraus aus dem finstern Mittelalter brach der lichte Strahl der Reformation. Ja, zuerst nur ein Strahl, als Johannes Huß und Hyronimus die Kirchen-Verbesserung lehrten. Huß kam auf die ersten Urlehren des Christentums zurück, die der allgemeinen Gleichheit und Freiheit. *Der Kelch für Alle!* das war sein Losungswort – damit vernichtete er das Vorrecht der Priester und jedes Vorrecht. Die römischen Pfaffen ließen ihn dafür auf dem Scheiterhaufen sterben. [...]

Das Losungswort der Hussitten oder Kalixtiner (Kelchner) »*der Kelch für Alle*« brachte den christlichen Grundsatz der allgemeinen Gleichheit aller Menschen wieder zu Ehren. Priester und Laien, Männer und Frauen, sie sollten alle gleiche Rechte haben, zumal das gleiche Recht, nach dem Höheren zu streben und, ohne eines menschlichen Vermittlers zu bedürfen, vom Kelch des Heils selbst zu trinken. Und so wandten die Frauen mit den Männern begeistert dieser Lehre sich zu. So stillten sie alle ihr Dürsten nach diesem Kelch, der ihnen so lange vorenthalten gewesen. So stritten die Frauen wie die Männer für das heilige Kleinod, so gingen die Frauen mit den Männern freudig für dasselbe in den Tod, in den Ketzertod. Die unglücklichste Zeit kam über Deutschland, eine Zeit, der die unsrige in vielen Beziehungen gleicht. Es erfüllte sich wieder einmal Jesus prophetisches Wort: wo Fünfe in einem Hause sind, da werden Drei gegen Zwei sein und Zwei gegen Drei; der Sohn wird wider den Vater sein und die Tochter wider die Mutter. Es sind aus dieser Zeit unzählige Beispiele, besonders auch der Opfer bekannt, welche von Frauen der neuen Lehre gebracht wurden. Herzensglück, Familienbande und jedes irdische Glück opferten sie freudig der reinen Überzeugung. Denken wir daran, meine Schwestern, hinter diesen edlen Vorbildern nicht zurückzubleiben! Derselbe Drang nach Freiheit, der in dem umnachteten Jahrhundert zunächst als ein Drang nach *Glaubensfreiheit* auftrat, es *ist derselbe*, welcher auch in unsern Tagen sich herrlich offenbart hat! denn *die Freiheit ist nur eine!* Nur Einseitige mögen von religiöser, von politischer, von sozialer Freiheit sprechen – die Freiheit selbst ist einzig und unteilbar und faßt dies alles

in sich. Wohlan denn, geben wir diesem Drange uns hin, dienen wir mit derselben Aufopferungsfähigkeit, mit dem ihm gedient ward zur Zeit der Reformation.

Was Huß begonnen hatte und was nach der Besiegung der Hussitten auch mit besiegt schien: das Werk der Reformation – unser *Martin Luther* nahm es wieder auf und führte es siegreich weiter. Wie er selbst mit Kraft, Entschlossenheit und Begeisterung den Männern ein Beispiel gegeben – so gab es auch seine Gattin *Katharina von Borg* den Frauen. In den strengsten Lehren der römischkatholischen Kirche aufgewachsen und im Kloster bereits Nonne geworden, war ihre Seele doch für das neue Licht empfänglich und ihr Herz für die Liebe eines Mannes wie Luther. Die Nonne, weil sie selbst das Bessere erkannt hatte, trotzte dem Vorurteil, sie floh aus dem Kloster, um die Gattin des Ketzers zu werden. [...]

So ward Katharina Luthers Frau und das Muster einer deutschen Hausfrau und Mutter.

Der dreißigjährige Krieg war ausgekämpft und das Mittelalter damit unter Schwerter-Klängen ins Grab geläutet. Eine allgemeine Erschöpfung folgte wie immer der vorhergegangenen langen Kette welterschütternder Ereignisse. Die Geschichte ward wieder von den Höfen, den Kabinetten gemacht, statt von den Völkern. Wissenschaften und Künste begannen sich zu entwickeln und allmählich aufzublühen, aber immer nur unter den französischen Einflüssen, welche der Krieg nach Deutschland gebracht hatte. Die Verhältnisse an den Höfen zumal und in den höheren Ständen waren tief entsittlicht. Wohl gab es Frauen und teils mit hohem Verstand begabte, die großen Einfluß aufs Allgemeine übten, aber es ist besser, wir verschweigen ihre Namen, denn sie gereichen unserm Geschlecht nicht zur Ehre. Das sogenannte Maitressentum der Fürsten war Brauch geworden. Die gemeinen Bedientenseelen vornehmer Herren ließen es sich zur Ehre gereichen, wenn Fürsten ihre Töchter verführten, sobald diese dann nur am Hofe frei walten und schalten konnten. Diese unsittlichen Verhältnisse ihrer Großen haben den armen Völkern oft ihr sauer erworbenes Gut gekostet, indem dieselben ausgesogen wurden, die Launen eines verworfenen Weibes zu befriedigen. Noch schändlicher aber war die indirekte Wirkung, die durch das Beispiel von oben gegeben ward, für die allgemeine Sittlichkeit. – Mit den französischen Sitten war auch die französische Sprache Hofsprache geworden und ward deshalb auch in allen Kreisen der Gesellschaft, die sich zu oben drängten, angenommen. Es galt für gemein – seine Muttersprache zu sprechen. Man ließ französische Mädchen

und Männer kommen, welche den Kindern verwehrt, ihre vaterländische Sprache zu reden, ihnen dafür die französische und die französischen Sitten aufdrängen. Wahrlich, niemals hat ein Volk sich tiefer selbst entwürdigt als hier das deutsche! Eine größere Unnatur hat es nie gegeben. Gegen diese französischen Einflüsse erheben sich endlich die Träger der Poesie, die Schriftsteller zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Mit und durch *Schiller* und *Goethe* bildete sich in Weimar ein Kreis aus deutschen Dichtern und Kunstfreunden, in denen auch die Frauen eine edle, einflußreiche Stellung einnahmen. *Schillers* Gattin besonders und schon früher *Goethes* Mutter, die sogenannte Frau Rat in Frankfurt, sind von entschiedenem, wenn auch indirektem Einfluß auf ihre Angehörigen gewesen. Es gibt überhaupt viele rührende Beispiele, besonders unter den deutschen Schriftstellern, von dem Einfluß der mütterlichen Erziehung und Liebe auf den Sohn – das ist eine Mahnung für jede deutsche Mutter, sich mit umsichtiger Sorgfalt auf das heilige Geschäft der Erziehung vorzubereiten – es ist aber auch ein bedeutungsvoller Grund für die Unhaltbarkeit einer Behauptung, die man oft aussprechen hört, daß die mütterliche Erziehung für die Söhne nichts taue. Diese Behauptung ist unwürdig unsers Geschlechts, und wir müssen ihr überall mit Entschiedenheit entgentreten.

Die französische Revolution brach herein – die Sonne der neuen Zeit ging auf – zuerst zwar eine blutige Sonne, aber *doch* eine *Sonne!* Die zu Boden getretene Menschheit sprang auf und zerriß ihre Ketten – wo bisher entsittlichte und gebundene Sklaven gewandelt waren, begrüßten sich freie Bürger und Bürgerinnen. Ja *Bürgerinnen!* Das proklamierte Vernunft-Recht erkannte dem Weibe dasselbe Recht zu wie dem Manne, und aus den Bürgerinnen wurden auch Heldinnen und Rächerinnen! Eine der edelsten unter ihnen, *Charlotte Corday*, ermordete mit eigener Hand nach langer, ruhiger Überlegung und angesichts eines blutigen Henkertodes Marat, den Tyrannen Frankreichs. Sie hoffte, so das Vaterland zu erretten, und bebte deshalb vor nichts zurück. Wir dürfen den Mord nicht gutheißen – aber wir dürfen an diese Zeit, wo eine Welt aus ihren Fugen war, auch nicht die gewöhnlichen Maßstäbe legen, wir dürfen diese Jungfrau nicht verdammen. Nicht ihre Tat sei uns ein Beispiel – aber ein Beispiel sei uns ihre Begeisterung für das blutende Vaterland, ihre Bereitwilligkeit, ihm jedes Opfer zu bringen, auch ihr Leben. Wer weiß, ob nicht bald eine Zeit kommt, wo auch wir solchen Todesmut brauchen können! –

Die Republik Frankreich ward die Beute eines Kaisers, der auch Deutschland unterjochte. – Endlich aber erhob sich das deutsche Volk.

Nun sahen auch die deutschen Frauen nicht müßig zu. Ihr wißt, wie alles kam und wie alles endete. Ich will nicht erst schildern, was ihr zum teil wohl selbst erlebtet. Die deutschen Frauen waren von der allgemeinen Begeisterung, das Vaterland von der Selbstherrschaft zu befreien, wie die Männer ergriffen, und taten was ihnen zukam – aber wie die Männer *vergaßen sie die erretteten Güter zu wahren*, und so sank Deutschland in Knechtschaft zurück. Daß die jetzige Erhebung nicht wieder endige wie die damalige, laßt auch uns Frauen Wache halten am Altar des Vaterlandes und der Freiheit, und das heilige Feuer hüten, damit es nicht wieder verlösche! –

L.O. 115

## Für die Arbeiterinnen<sup>2</sup>

134

Die Assoziation und das weibliche Geschlecht – Die Leipziger Dienstmädchen – Kein Anwalt der deutschen Frauen – Der Arbeitslohn – Die Stickerinnen und die vornehmen Frauen – Erbärmlicher Verdienst – Details – Jammer und Elend – Die erzgebirgischen Klöpplerinnen – Einen Neugroschen pro Tag – Verkrüppelung einer ganzen Bevölkerung – Die letzte Zuflucht – Eine Geschichte aus dem Gebirge

Das Recht der Assoziation ist errungen; das sächsische Ministerium hat sogar selbst zur allgemeinen Benutzung desselben aufgefordert, und aus dem Recht ist dann gar bald eine Pflicht geworden.

Es ist allgemein von der Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen die Rede, die man als eine allgemeine Notwendigkeit erkannt hat; eben zu diesem Zweck ist es nötig, daß die Mitglieder dieser Klassen sich unter sich versammeln, beraten, assoziieren und dann ihre Wünsche und Beschwerden auf geeignetem Wege vor die Regierung und vor die Öffentlichkeit überhaupt bringen.

Bereits haben die Männer, die Arbeiter, auch diese Schritte getan – da, wo wie in einigen Fabriken die Interessen der Arbeiterinnen Hand in Hand gehen mit den Interessen der Arbeiter, sind die Frauen durch die Männer zugleich mit vertreten worden – aber wo diese Interessen auseinandergehen, wo die Frauen und Mädchen selbst eine besondere Korporation unter den Gewerbtreibenden bilden, wo mit den ihrigen die Interessen der Männer in gar keinem Zusammenhang sind, da ist auch die Notwendigkeit da, daß die Frauen ihre eigenen Angelegenheiten selbst beraten und zur Sprache bringen müssen.

Die Dienstmädchen in Leipzig haben dies bereits erkannt und sind den andern Klassen weiblicher Arbeiterinnen mit einem guten Beispiel vorgegangen. Sie haben eine Versammlung gehalten und ihre Wünsche und

2 Dieser Aufsatz ward vorm Jahr für den »Leuchtturm« geschrieben; ich nehme keinen Anstand, ihn hier wieder abdrucken zu lassen, da er ein Thema behandelt, das mir vorzüglich nötig erscheint, in den Kreis unserer Besprechungen zu ziehen. Zugleich ersuche ich alle Leserinnen, welche Gelegenheit haben, die Lage der armen Arbeiterinnen näher kennenzulernen, um freundliche Mitteilung ihrer Erfahrungen.

D.R.



Beschwerden zur öffentlichen Kenntnis gebracht. Man muß die Bescheidenheit ihrer Ansprüche anerkennen, aber man muß auch bedenken, daß das Los der Dienstmädchen noch keineswegs das traurigste der weiblichen arbeitenden Bevölkerung ist. – Ein viel traurigeres Los haben diejenigen Mädchen, welche sich ihren Unterhalt durch weibliche Handarbeiten verdienen müssen. Es ist die Last der übergroßen Konkurrenz, welche diese armen Mädchen erdrückt, einer Konkurrenz, welche freilich eben daher entsteht, daß die Mädchen und Frauen immer und überall vernachlässigt geblieben sind, daß man sie nur wenig lehrt und ihnen alle Mittel und Wege abschneidet oder doch sehr erschwert, ihr Fortkommen in der Welt zu finden.

Es hat sich fast noch nie ein Anwalt der deutschen Frauen gefunden, um auch ihre Sache zu vertreten – nur einige Poeten haben ihrer gedacht, aber Lieder verhallen ja so leicht in allen Winden oder finden immer wieder nur ein stilles Echo in den Herzen der Frauen. – So müssen die Frauen selbst sprechen, wo auch dem Ärmsten im Volke das Recht der freien Rede gestattet wird. O meine deutschen Schwestern, glaubt nicht, ich sei jemals eurer, unserer Sache untreu geworden, weil ich aufgehört hatte, spezielle Artikel über die Rechte und Pflichten der Frauen zu schreiben. – Indem ich für die politische Freiheit kämpfte, kämpfte ich für eure mit, und indem ich am Banner der sozialen Welterlösung schwor, schwor ich zugleich die eure mit vollbringen zu helfen. So will ich denn auch jetzt eure Sache führen, zunächst eure, ihr armen Arbeiterinnen, und wenigstens das eine tun, was ich kann und darf, eure Angelegenheit öffentlich zur Sprache bringen und vielleicht euch selbst ermutigen, euch zu vereinigen und eure Bitten und Beschwerden dann die hören zu lassen, welche den Männern aus den arbeitenden Klassen ein Ohr leihen.

Unter den Proletariern muß jeder arbeiten, der nicht verhungern will. Es heißt zwar immer und überall: Der Mann ist der Ernährer der Familie, der Erwerber, die Frau hat nur zu erhalten – aber wo, wie in den untersten Ständen, der Mann oft kaum genug verdienen kann, das eigene Leben zu fristen, da muß die Frau auch für das ihre selbst sorgen und die Kinder, Knaben und Mädchen auch wieder, wenn sie groß genug sind, um etwas verdienen zu können. Die Frauen, die für den Tagelohn die größten Arbeiten verrichten, wie Holz- und Wassertragen, Waschen, Kehren usw., bekommen einen geringern Tagelohn als die Männer, die auf Tagelohn arbeiten, aber dies mag angemessen sein, da ihre körperlichen Kräfte oft nur zu geringeren Leistungen ausreichen. Diese Frauen sind noch nicht

die beklagenswertesten, sie bekommen in den meisten Fällen gut zu essen, und ihre Arbeiten sind zwar anstrengend, aber doch nicht ungesund, der Tagelohn reicht in der Regel für den notdürftigsten Lebensunterhalt aus. Diejenigen aber, die nicht gelernt haben, diese größten Arbeiten zu verrichten, oder die durch ihre Kinder oder alte Eltern ans Haus gefesselt sind, sich also auch nicht vermieten können, müssen sogenannte weibliche Arbeiten verrichten: Stricken, Nähen, Sticken. – Welche Konkurrenz hierin, welches Angebot der Arbeitskräfte im Verhältnis zu ihrem Verbrauch, und daher welcher geringer Lohn!

Eine Strickerin bekommt für ein Paar Strümpfe zu stricken in der Regel 5 Ngr. – 2 bis 3 Tage muß sie darüber stricken, wenn sie nicht nebenbei etwas anderes tut. Da es die leichteste Arbeit ist, fällt sie meist den Kindern und alten Frauen zu, die zu anderen Arbeiten unfähig sind. Aber welche Konkurrenz! Wer anhaltend strickt, kann etwa 15 bis 18 Pfennige verdienen – aber wer hat so viel Kunden? – Da das Stricken eine leichte Nebenbeschäftigung für jede Frau ist, so gibt es Hunderte, die nur stricken, um nicht müßig zu gehen, und dann auch ihre Arbeit verkaufen – es ist auch denen, welche es nicht zur höchsten Not brauchen, nicht zu verargen, wenn sie sich einen kleinen Verdienst verschaffen wollen, aber dadurch, daß viele es nicht so bedürftig sind und die Bezahlung mehr als Nebensache betrachten, lassen sich diese auch die Arbeit schlechter bezahlen, und so drücken die vermögenden Frauen eigentlich unbewußt und aus lauter Gutmütigkeit den Verdienst der armen Leute herab, da diejenigen, die davon leben müssen, nun auch so billig arbeiten sollen wie die, welche es nur zu ihrer Unterhaltung tun. Die armen Strickerinnen schätzen sich daher oft glücklich, wenn sie für die »Strumpfstricker«, die damit handeln, stricken können; sie dürfen da doch immer auf Arbeit rechnen, wenn sie gleich dieselbe *noch schlechter bezahlt* bekommen. Derselbe Grund ist es, welcher die Stickerinnen antreibt, für die Fabriken zu arbeiten. Sie werden für diese Weißstickereien sehr schlecht bezahlt, aber sie haben wenigstens keine Auslagen, da sie die Stoffe, Garne und Zeichnungen geliefert bekommen und, außer wenn eine Handelskrise eintritt, doch sichere Beschäftigung. – Eine solche Stickerin – und gewiß kennt jedermann die kunstreichen Arbeiten des modischen Weißzeugs – verdient den Tag etwa 2 bis 3 Ngr., wenn sie von früh bis zum späten Abend arbeitet. Man glaube nicht, in den großen Städten und für Private würden diese Dinge besser bezahlt – ich habe gestickte große Namenszüge in Taschentüchern gesehen, welche mit 10 Ngr. (das Garn nimmt die Stickerin dazu) bezahlt wurden;

es war nicht möglich, ein solches Tuch unter zwei Tagen anhaltender Arbeit zu vollenden. Ist nun die Stickerin im Zeichnen nicht geübt, so muß sie für das Zeichnen erst noch 2 bis 5 Ngr. geben – wie wenig bleibt ihr dann? – Auch die Arbeiterinnen der großen Städte schätzen sich glücklich, wenn sie für eine Handlung, ein Putzgeschäft oder dergleichen arbeiten können – sie haben dann doch immer zu tun – , aber wenn sie von früh 6 bis abends 9 Uhr mit der geringen Unterbrechung der Mittagszeit arbeiten, können sie etwa, je nachdem die Arbeit ist, 3 bis 5 Ngr. verdienen – *mehr gewiß nicht*. Vielleicht nur um die Weihnachtszeit, wo die Arbeit drängt und viele dieser Arbeiterinnen ganze Nächte durchwachen, gewiß aber *nie vor Mitternacht* die Arbeit wegzulegen wagen. Und welche augenanstrenghende Arbeit – die noch dazu zur Hälfte unter Licht getan werden muß – wohl gar in einer kalten Stube – denn Licht und Holz will auch verdient sein! – Dies sind die *am besten gestellten*. Was soll ich von den Klöpplerinnen im Erzgebirge sagen? Hier sind 3 bis 5 Pfennige der gewöhnliche Verdienst eines Tages! – Ich fand einst eine Klöpplerin an einer äußerst mühevollen schwarzseidenen Spitze arbeiten – sie sagte mir, daß es ihre Augen kaum aushielten, die dünnen dunkeln Seidenfädchen um die blitzenden Nadeln zu schlingen. – Abends sei sie gar nicht im Stande, daran zu arbeiten, aber sie schätze sich doch glücklich, diese Arbeit zu haben, denn die schwarzen Spitzen würden besser bezahlt – sie könne den Tag eine halbe Elle arbeiten und also *einen Neugroschen* ohne die Abendstunden, wo sie zu einer gröbern Arbeit greife, den Tag verdienen. Ein Neugroschen den Tag war für sie ein *guter Verdienst!* – Der Abkäufer gab ihr also zwei Ngr. für die Elle, die Seide dazu kostete etwa eben so viel – und im Handel gibt man für die Elle ähnlicher schwarzseidener Spitzen *zwanzig Ngr.* – nun macht euch die Anwendung davon selbst! – Die Feder zittert in meiner Hand, wenn ich an das ganze scheußliche System des Handels, der Fabrikation und seiner Opfer denke! – Hättet ihr diese Mädchen und Frauen des oberen Erzgebirges gesehen! – Die Kinder, die in den dumpfen Stuben aufwachsen, sehen gespenstisch aus, bleich, mit abgemagerten Armen und Beinen und aufgetriebenen Leibern – von der einzigen Nahrung, die sie haben, der Kartoffel. Der Vater hat sich im Blaufarbenwerk einen frühen Tod geholt oder er zieht mit Nußbutten oder Quirlen durch das Land – Weib und Kind daheim müssen arbeiten, er kann nicht auch für sie sorgen! Die kleinen Mädchen müssen klöppeln, sobald sie die Händchen regelrecht regen können – da verkümmern sie am Klöppel-Kissen, an dem die Mutter schon verküm-

merte, daß sie nur *schwächlichen* Kindern das Leben geben konnte, am Klöppel-Kissen, an dem die Großmutter erblindete! Denn das unverwandte Sehen auf die feinen Fädchen und Nadeln raubt den Augen frühe die Sehkraft, und die spielende Bewegung der kleinen Klöppel mit den Fingern macht diese fein und die Arme schwach und mager, untauglich zu jeder andern Beschäftigung. Und da kommen die klugen Leute und sagen, die Frauen könnten etwas anderes tun als Klöppeln – es sei Wahnsinn, daß sie darauf beständen! Nein, sie können es nicht, denn sie haben sich niemals kräftigen können und sind abgeschwächt und ganz und gar unfähig eine schwerere Arbeit zu verrichten – wenn ihr sie ihnen auch verschaffen könntet. Der Kinder könnt ihr euch annehmen, daß sie etwas anderes lernen – aber wegnehmen dürft ihr sie der Mutter auch nicht, denn niemand hat dazu ein Recht.

Aber nein – ich will nicht nur von den Klöpplerinnen reden – dies Elend ist bekannt, obwohl diejenigen, die es nicht selbst gesehen haben, sich stets damit trösten, daß die Schilderungen aus dem Erzgebirge übertrieben seien! – Sie sind es nicht, sie erreichen die Wirklichkeit noch lange nicht! So hört doch nur endlich einmal auf, euch aus Feigheit mit Lügen und Leugnen trösten zu wollen. Ich glaubte an das Elend, schon ehe ich's sah – aber als ich's sah, überstieg seine Wirklichkeit doch die Vorstellung noch. – Gehet selbst hin, und die schon in der Jugend *entkräfteten* Gestalten werden euch überall begegnen! –

137

Nein, ihr entgegnet mir doch: im Gebirge ist das Elend einmal so groß – aber in den anderen Städten, großen und kleinen, finden alle, die arbeiten wollen, hinreichende und lohnende Beschäftigung, auch die Frauen und Mädchen; ja sie finden sie, aber oft nur – in den Bordells.

Ich habe schon die Preise angegeben, die für einige weibliche Arbeiten gezahlt werden – ja wenn sie nur immer wirklich bezahlt würden – aber auch die armen Nähterinnen müssen Kredit geben und werden oft spät, zuweilen auch gar nicht bezahlt. Nach dem Ausbruch der letzten französischen Revolution befand ich mich in einer kleinen Gebirgsstadt, über der eine drohende Schwüle lag – man hatte Ursache, eine Gährung unter den Fabrikarbeitern zu fürchten. Ich gab mir zu dieser Zeit Mühe, die Stimmung der armen *weiblichen* Bevölkerung auszuforschen. Ein Mädchen, das mit ihrer Mutter »für die Leute arbeitete«, wie man es nennt, aber noch nicht zu den Ärmsten gehörte, denn der Vater hatte noch einen kleinen Dienst, aber die Familie war auch groß, sagte damals: »Ja, verdienen kann man's den Fabrikarbeitern nicht, wenn sie anfangen – aber ich

sag's immer, unsereins wird von den ›Großen‹ auch schlecht genug behandelt und darf sich doch nicht mucksen. Da haben wir vor drei Jahren mit an einer Ausstattung für vornehme Leute nähen helfen – und heute haben wir das Geld noch nicht – es sind *neun Thaler*, und die verdient man doch gewiß nicht im Schlafe!« Ich frage nach dem weitern, und die Näherin erzählte, in wie glänzenden Verhältnissen die Leute lebten, die sie nicht bezahlten, und nannte noch manche andere, die geringere Summen schuldig waren, und alle in guten Verhältnissen und Ansehen. »Aber warum mahnen Sie denn da nicht?« fragte ich, und die Antwort war: »Ja, da wird sich unsereins noch ein Herz dazu fassen können – da tadeln sie dann noch die Arbeit hinterher, daß es nicht schön genug wär, – nennen einen unverschämt, und der Bediente führt einen zur Tür hinaus – man müßt's nicht erlebt haben; nein, wenn man auch arm ist, grob behandeln läßt man sich auch nicht gern. Und nachher gilt man noch als zudringlich – das kommt unter den Großen herum, da heißt's: die sind zu impertinent – und dann läßt niemand mehr bei einem arbeiten. – Ja der Vater spricht wohl: erst saßen wir Tag und Nacht und nähten – nachher hätten wir nicht einmal etwas davon, und lacht uns noch für unsern guten Willen aus.« – Ich riet ihr, doch gerade in diesen Tagen hinzugehen, wo die Besitzenden anfangen, Angst vor den armen Leuten zu haben, jetzt würde niemand *wagen*, sie grob zu behandeln – und sie könne sich ja mit den schlimmen Zeiten entschuldigen. – Ja, denn so ist es! wenn eine arme Arbeiterin ihr Recht verlangt der vornehmen Dame gegenüber, so muß sie sich erst noch entschuldigen! – Nach vielem Zureden entschloß sich das Mädchen zu dem schweren Gange, sagte aber, wie ihr das Herz klopfe und sie immer denke, sie tue ein Unrecht und sei zu zudringlich – so zartfühlend und schüchtern sind die armen Arbeiterinnen! – Aber dann kam sie sehr vergnügt nach Hause – sie war freundlich aufgenommen worden, die Dame hatte ihr das Geld gleich gegeben und gesagt, wie sehr leid es ihr tue, das ganz *vergessen zu haben*. – Das Letztere mochte nun wahr sein oder nicht – es läßt einen tiefen Blick in unsere sozialen Zustände tun – insbesondere auf das Los der weiblichen Arbeiterinnen. –

(Schluß folgt.)

138

## Für die Arbeiterinnen

(Schluß)

Wie die Reichen die Armen vergessen – Das Glück einer Nähterin – Schneidermädchen – Die Reichen als Konkurrenten der Armen – Die Ehe eine Versorgungsanstalt – Demoralisation der Gesellschaft.

141 *Die Reichen haben der Armen vergessen!* – Viele der wirklich Reichen haben keinen Begriff davon, was Armut ist und daß ein armes Mädchen, das nicht gerade zum Betteln gezwungen ist oder nicht wie eine Bettlerin aussieht, ein paar Thaler sehr notwendig brauchen kann. Die feinen Damen wissen auch oft nicht, wie lange an einer Nähterei gearbeitet werden muß, und statt es nach sich selbst zu beurteilen, was sie doch könnten, sagen sie: ja wir arbeiten natürlich lange an so etwas – aber bei denen, die den ganzen Tag nähen, fliegt die Nadel nur so hin – es ist unglaublich, wie viel sie in einem Tage fertig bringen. Denn das ist auch herkömmlich, daß der Reiche nie von sich auf den Armen schließt, sondern daß er diesen geradezu als ein ganz anderes Wesen, eine andere menschliche Gattung betrachtet denn sich. So kennen sie auch nicht die Sorgen und Bedürfnisse der Armen – ein paar Thaler oder Groschen, die er von ihnen zu fordern hat, sind so wenig, und eine solche Kleinigkeit wird deshalb oft wirklich *vergessen*. In diesem *Vergessen* aber selbst liegt der ganze Egoismus, die ganze Unnatur und Unmenschlichkeit der heutigen Gesellschaft. – Diejenigen nun, welche nicht so reich sind, sich aber doch den Schein des Reichtums und der Vornehmheit geben wollen, daher arbeiten lassen, was sie nicht bezahlen können und wollen, benutzen diesen nobeln Gebrauch – ehe sie bezahlen, warten sie ab, bis man sie mahnt – dann sagen sie wegwerfend: »Ach, diese Kleinigkeit habe ich ganz vergessen!« – Natürlich kommen bei solcher Gewohnheit die Schüchternsten und Schwächsten am schlechtesten weg – und das werden die armen Arbeiterinnen sein, die aus Zartgefühl nicht mahnen und die man auch im schlimmsten Falle nicht zu fürchten hat wie den Kaufmann oder Handwerker, der am Ende mit gerichtlichen Klagen droht, indes die Arbeiterin nur Tränen zu ihrem Fürsprecher hat. – Ja, so werden die Arbeiterinnen behandelt! – und wie müssen sie sich mühen!

Glücklich sind diejenigen Mädchen, die, indem sie von weiblichen Handarbeiten leben, noch einer Familie angehören, so daß sie wohl, was sie verdienen, den Eltern oder Geschwistern mit zum Haushalt geben, oder doch nicht speziell dafür zu sorgen haben. Dann sitzen sie wenigstens in einer warmen Stube, und es wird zu einem warmen Mittagsessen eher Rat. Aber welches Glück? Eine fleißige Arbeiterin steht früh 5 Uhr auf und setzt sich gegen 6 Uhr an ihren Arbeitstisch – dann steht sie nicht eher auf als um 12 Uhr zum Mittagsessen – in längstens einer halben Stunde ist dies beendigt, und sie setzt sich gleich wieder hin – hat sie viel zu tun, so macht das Abendessen keine Unterbrechung, ein Stück Brot mit Salz kann neben der Arbeit gegessen werden – gegen 10 Uhr, oder je nachdem die Arbeit treibt, geht sie schlafen und sagt sich, daß sie heute vielleicht drei Neugroschen verdient hat. Und so Tag für Tag, Stich für Stich – die Gedanken stumpfen entweder ganz ab oder bleiben an den Sorgen hängen: wo wieder Arbeit herzubekommen, wenn diese fertig? und wird diese auch bezahlt werden? – Aber keine Träne darf in ihre Augen treten – dann möchte sie zu große Stiche machen – auch darf sie nicht durchs Fenster auf die Straße blicken – das wäre gleich eine Arbeitsversäumnis. – Wie gesagt, eine Nähterin, die noch nicht ganz verlassen ist, kann ein solches Leben schon ertragen, dabei auskommen – aber wenn sie nun *ganz allein* steht? oder noch einen alten Vater, eine stumpfe Mutter mitzuerhalten hat? oder gar Kinder? Im erstern Falle ist sie noch besser daran, dann kann sie als Nähterin zum Ausbessern auf die Stube zu den Leuten gehen, da bekommt sie 2 Ngr. 5 Pf. und das Mittagsessen – so hat sie wenigstens dies und erspart Holz und Licht zu Hause, kann auch bis Tagesanbruch schlafen und ist abends von 8 Uhr an frei. Ist sie so glücklich, Schneidern gelernt zu haben, bekommt sie 5 Ngr., wohl auch 7 Ngr. 5 Pf. bis 10 Ngr. den Tag. Solche Mädchen haben unter den weiblichen Arbeiterinnen noch das glücklichste Los gezogen, aber sie haben in der Regel sich auch erst das Erlernen der Schneiderei müssen etwas kosten lassen. – Auch wird von ihnen schon eine gute Erziehung und feinere Bildung verlangt, wenn die gebildeten Familien sie in ihrer nächsten Umgebung sehen sollen. Die arm und unwissend aufgewachsenen Mädchen eignen sich daher zu diesem Geschäfte nicht. Die Schneidermädchen haben in der Regel auch keine Ursache zur Klage – nur eine Unsitte will sich hier und da in ihre Behandlung einschleichen – es ist die, sie nicht mit dem Feierabend um 8 Uhr zu entlassen. In manchen Familien wird ihnen zugemutet, länger, ja bis 9 und 10 Uhr zu arbeiten, wenn etwa ein Stück

noch nicht vollendet ist. Es mag dies manchmal wünschenswert sein, aber dann haben die Mädchen auch das Recht, für diese Stunden, welche sie über den Feierabend arbeiten, Bezahlung zu fordern. – In unserer Familie geschah dies immer aus natürlichem Rechtsgefühl, ehe nur irgend von Emanzipation der arbeitenden Klassen die Rede gewesen war – wir mußten darüber Vorwürfe anderer wohlhabender Familien hören: wir verdürben die Schneidermädchen, indem wir sie verwöhnten – das Lied ist sehr alt. – Wenn diese Mädchen entlassen werden, so können sie sich im Sommer noch im Freien ergehen, in schlechter Jahreszeit für sich selbst arbeiten und ihr Los wird nicht unerträglich sein. Aber ich habe viele gekannt, die monatelang nicht vor die Stadt gekommen waren, weil sie bis in die Nacht bei den fremden Leuten aushalten mußten – auch nur, weil sie aus Bescheidenheit nicht zu sagen wagten: »ich will gehen« – was ihnen doch wirklich niemand verwehren konnte. Auch fürchtet immer eine jede: wenn ich zeitig gehe und andere bleiben, wird man mich nicht wieder wählen, sondern jene – und so bleibt sie aus Furcht, um sich selbst nicht zu schaden, zum Schaden *aller*. Hier ist gleich ein Fall, wo die Assoziation von Nutzen wäre, wenn die Schneider-Mädchen sich vereinigten und erklärten, daß sie nicht länger als von früh 8 Uhr an bis Abends 7 Uhr auf Arbeit gehen möchten.

Ich komme wieder zurück auf die große Konkurrenz der Näharbeit, die von den sogenannten höheren Ständen auf die niederen rückwirkt.

Die weiblichen Arbeiten werden auch von allen denen vorgezogen, welche es nicht wollen wissen lassen, daß sie einen Verdienst brauchen können. Die Lüge und Heuchelei herrscht einmal in unseren Zuständen. Jedermann will für reicher gehalten sein, als er ist, oder die »höheren Stände« halten es für ihrer unwürdig – zu arbeiten. Man kann kaum den einzelnen einen Vorwurf daraus machen, einem Unrecht, welches das Unrecht der ganzen Gesellschaft ist, sich zu unterwerfen – das ist nie zu oft zu wiederholen. Wenn die Frauen in den gebildeteren Ständen, denen man fast jedes Recht genommen hat – sogar auch das, für sich selbst zu sorgen, freiwillig oder von den Verhältnissen gezwungen, diese Sorge doch übernehmen wollen, so kommt dies den Leuten so wunderlich vor, daß es oft viel eher Schüchternheit und Furcht vor falscher Beurteilung, als Stolz und Dünkel ist, wenn diese Frauen nur in aller Stille sich etwas zu verdienen suchen, weibliche Arbeiten vornehmen, die sie zugleich oft, um nur eben etwas nebenbei zu verdienen, zu einem *billigeren Preise* herstellen, als sie es könnten, wenn sie ganz davon leben müßten. Die



armen Mädchen, die in diesem Falle sind, sehen sich aber dadurch genötigt, *um nur überhaupt Arbeit zu bekommen*, sie noch billiger als jene zu liefern, und so erdrücken sie sich gegenseitig durch die Last der Konkurrenz.

An dem ganzen Elend ist doch nur die ganze verkehrte Erziehung, die gänzliche rechtlose Stellung der Frauen schuld. – Dürften sie mehr lernen und würden sie nicht nur auf die Ehe als ihre *einzig*e Bestimmung hingewiesen, sondern würden sie vor allen Dingen gelehrt und würde ihnen Gelegenheit gegeben: sich selbst durchs Leben zu helfen und ihren Lebensunterhalt wenigstens so lange zu verdienen, bis ein geliebter Mann ihnen diese Sorge abnähme, indem er ihnen dafür eine heiligere und schönere Sorge auferlegte – nicht die für das eigene Leben, sondern für das Glück eines geliebten Gatten und hilfloser Kinder – so würde die *Ehe* aufhören zu einer »*Versorgungsanstalt*« herabgewürdigt zu werden; die Zahl der leichtsinnig und unüberlegt geschlossenen, der unglücklichen Ehen würde sich sehr vermindern – und dadurch auch die der verarmten Familien und verwahrlosten Kinder – und die Häuser der Prostitution würden nicht mehr von *unglücklichen*, sondern nur von *verworfenen* Frauen bewohnt werden.

143

Die Mädchen der sogenannten »höheren« Stände, welche voraussehen, daß mit dem Tode ihres Familienhauptes das bisherige sorgenlose Leben aufhört, die sich aber nie vorbereiten durften und keine Gelegenheit sahen, sich allein durchs Leben zu helfen, werden den ersten besten Mann heiraten. Ein solches Mädchen wird unglücklich machen und unglücklich sein – und [wie] eine Verbrecherin steht sie am Altar, wenn sie dem Liebe schwört, den sie vielleicht haßt, oder indem sie das Bild eines andern im Herzen trägt, den sie nicht heiraten konnte, weil er arm war.

Die Mädchen der untern Stände, welche dienen müssen, suchen auch einen Mann zu bekommen, nur »um es hernach besser zu haben«, da sie doch nicht zeitlebens dienen mögen – so geben sie sich oft leichtsinnig an einen armen Menschen hin, der die Braut oft verläßt, wenn sie ein Kind hat – oder das Paar wird getraut, und die unglücklichste Proletarier-Familie fällt bald der Gemeinde zur Last.

Die armen Mädchen aber, die sich daheim etwas verdienen müssen und von früh bis in die Nacht arbeitend nur 1 und 2 Ngr. verdienen können – vielleicht auch nicht genug Arbeit bekommen und alte Eltern und kleine Geschwister zu ernähren haben – sie, die vielleicht auch gehört, »die weibliche Bestimmung« sei die Liebe oder die Ehe – und nie eine

Aussicht haben, sich zu verheiraten – sie werden leicht der Verführung zum Opfer fallen – – und dann gehet hin und werft den ersten Stein auf die, welche die eigene Verzweiflung und die Lüsternheit der Männer zur Prostituierten machte.

Das ist die Demoralisation unserer Gesellschaft! Ihr mögt dagegen noch so sehr eifern, ihr werdet sie nicht wegbringen können – solange ihr nicht die gesellschaftliche Ungleichheit in ihren fürchterlichsten Konsequenzen aufgehoben, solange ihr nicht die Arbeit organisiert habt. –

Wenn ihr aber nur die Arbeit der Männer organisiert und an die Arbeit der Frauen nicht denkt – so wird die Demoralisation dieselbe bleiben – wenigstens *das* bedenkt, wenn ihr nicht an die Rechte der Frauen denken wollt!

Ich aber *werde* an sie denken und euch zuweilen an sie erinnern!

*Meißen*

## Bücherschau

*Freischärler-Reminiszenzen.* Zwölf Gedichte von *Louise Aston*. Leipzig. Verlag von O. Weller. 1850.

Wir sind es unsern Leserinnen schuldig, einige Worte über das vorliegende Lieder-Heft zu sagen – aber wir tun es ungern. Es tut uns leid, ein vielleicht begabtes weibliches Wesen im unreinen Element zu sehen – und doppelt leid, weil die Verfasserin sich mit zur demokratischen Partei zählt und wir von dieser Partei alle unreinen Elemente, mögen sie nun Männer oder Frauen mit sich bringen, fern gehalten sehen möchten.

Wir können uns bei Durchlesung dieser Gedichte von dem Eindruck des »Gemachten« im Gegensatz zur wahren Gesinnungssinnigkeit nicht losmachen; schon die Worte »Pferch-System«, »Problem«, »politisches Kapitel« u.s.w., berühren uns unangenehm und unpoetisch, man begreift nicht, wie sie beim begeisterten Dichten nur möglich sind. Saget nicht, die Zeit sei jetzt zu gewaltig, zu praktisch und tatenreich geworden, um mit den Dichtern noch um Worte zu hadern – im Gegenteil, wir sagen: je höher die Wogen der Zeit gehen, je höher müssen sie auch die Dichter tragen, und es ist in solchen Stürmen eher das Pathos der Überschwänglichkeit zu entschuldigen als der Ausdruck der Alltäglichkeit – aber wir fürchten eben auch, L. Aston habe sich diesen Stürmen der Zeit überlassen ohne die Kraft, von ihren Wogen sich emporheben zu lassen. – Doch wir müssen noch speziell einige Worte über das Gedicht: »*Den Frauen*« sagen. Da heißt es:

»Ihr richtet streng der Sitte heil'ge Vehm  
Und schleudert auf mein Haupt das Anathem!  
Mögt ihr zu Boden stürzen eure Kerzen  
Und schlagen an die Brust so tugendreich:  
Ich fühl' es mächtig in dem tiefsten Herzen,  
Daß meine Sünde eurer Tugend gleich.«

und weiter:

»Ich achte dennoch eure Tugend nicht,  
Verwerfe kühn eu'r heiliges Gericht!  
Seid des Gesetzes Hort, der Sitte Rächer,

Des frommen Glaubens treuer Genius!  
Es lebe ein heil'ger Geist auch im *Verbrecher*,  
*Der Freie sündigt, weil er sünd'gen muß.*

Wenn mich der Liebe Flammen heiß umsprühn,  
Will ich im sel'gen Feuer-Tod verglühn;  
Doch aus den Gluten steig' ich neugeboren,  
Wie sich der Phönix aus der Asche schwingt,  
Geläutert ward mein Wesen – nicht verloren,  
Zu neuem heiligen Liebesglück verjüngt.«

Die Leserinnen mögen selbst urteilen, ob hier reine oder unreine Elemente sind. Der Dichterin gegenüber habe ich nur zu bemerken, daß die auch im Buch gesperrt gedruckte Zeile nicht unmoralisch (wie sie vielleicht meint, daß wir Frauen sagen werden), sondern unphilosophisch und unsinnig ist. *Der Freie muß eben nicht sündigen* – denn *Sünde* ist gar nichts andres als *Unfreiheit* – und zwar nach Feuerbach eben sowohl wie nach Luther. Wenn der Freie etwas tut, was von einem beschränkten Standpunkt aus »Sünde« ist, er selbst aber diesen Standpunkt verlassen hat, so ist's eben ihm nicht Sünde, sondern Freiheit und Recht. Begeht aber der Freie eine Tat, die ihm Sünde ist, die er nicht mit *seiner* freien Anschauung, mit seinem Sitten-Gesetz in Einklang bringen kann, so ist dies ihm Sünde, aber dann hat er aufgehört, ein Freier zu sein, und ist ein Sklave seiner Sinnlichkeit und eines fremden Gesetzes geworden. – Das ist sehr einfach. Ich fürchte, L. Aston, obwohl sie sich eine Freie nennt, gehört gerade zu den *Unfreien*.

## Bücherschau

*Revolutionäre Studien aus Paris* (1849) von *Alfred Meißner*. 2 Bände. Frankfurt a.M. Literarische Anstalt. (J. Rütten.) 1849.

Da ist er, der Dichter elegischer Liebeslieder, der Träumer aus der Öde der tiefen böhmischen Wälder, in die er so oft mit seinem Schmerz sich gerettet, – da ist er, der Dichter der Versöhnung, der »klagend, verzagend in der tonlosen Nacht auf der erfrorenen Erde« stand – da ist er, der Helden-Sänger des Ziska, der mit »dem grauen Zaroi« herrisch und prophetisch zugleich sang:

157

»So zieht denn hin, verblutende Heroen,  
Euch schenkt's ein Gott, im Sterben zu bekehren,  
Den Kranz von Dornen auf der Stirn, der hohen,  
Sollt ihr noch andre Völker sterben lehren! –«

Da ist er, der Poet von Gottes Gnaden, *Alfred Meißner*, und bringt uns »*Revolutionäre Studien aus Paris*«. Ja, nicht einmal aus dem laut und sichtbar revolutionären Paris, sondern aus dem Paris dieses Frühjahres 1849, »dieses langen Triumph-Festes der Bourgeoisie, das nach dem Siege der Juni-Barrikaden begonnen hat und vermutlich noch lange dauern wird, bis die Bourgeoisie sich selbst ihren Untergang bereitet«. – »Aber dies ändert nichts am Charakter der Zeit, sie bleibt revolutionär, denn die Contre-Revolution ist nicht weniger Revolution, als die Revolution selbst.«

Ehe wir nun zusehen, wie der Verfasser seine Studien macht und ihn dabei da und dorthin begleiten, teilen wir noch eine Stelle des Vorwortes mit: »Nun aber wende ich mich an euch, ehrsame Bürger, Freunde der Ordnung, Leute, die ihr den Zwischen-Akt für das Ende der Tragödie haltet! Blickt auf unsere Revolution: da liegt sie vor euch, die so friedlich und so leicht zu befriedigen, so human im Februar des vergangenen Jahres an eure Tür pochte! Wie sie groß geworden ist, wie blutig, wie furchtbar! Antwortet: Erkennt ihr sie wieder? Nun aber sage ich euch: wenn sie schäumt und rast, wenn sie den Bürger-Krieg in eure Gassen trägt, wenn sie euer Eigentum unter brennenden Trümmern begräbt: Ihr habt es verschuldet! verschuldet durch euren Trotz, eure Engherzigkeit, verschuldet

durch eure Furcht, die euch grausamer wie Tiere gemacht hat! Da steht sie, die Revolution, zugleich das Grab und die Wiege, der Untergang und die Schöpfung einer Welt! Sie könnte Reform sein; sie wird Bürger-Krieg durch eure Verblendung, euren Treubruch, euer Übelwollen und eure Grausamkeit. Aufhalten könnt ihr sie, das heißt *verlängern*, *vernichten* nimmermehr, denn sie ist stärker als ihr alle samt euren Bundesgenossen, und auf ihrer Stirn steht das Wort: *Fatalistisch!* – Da ist sie, sie wird nicht weichen und wenn sie hundert Jahre dauern sollte. Wählt! Ihr müßt sie anerkennen lernen, um euch zu retten, oder müßt sterben, indem ihr sie verflucht.« –

Dies ist der Grund-Gedanke, der durch das ganze Buch geht – und wohl zu merken: der Verfasser ist *Sozial-Demokrat*, er gehört zu »den von des Zukunftssturmes Nacht am weitesten Getragenen«.

Das Buch beginnt mit der »*Neujahrsnacht 1840 in Köln*«. »Wie das Jahr, so scheint die Völker-Bewegung in Frost erstarren zu wollen. – Ein drittes Mal ist Deutschland mit seinen Fürsten in Vereinbarung getreten, ein drittes Mal ist es getäuscht worden.« Das zweite Kapitel »Paris« schildert, »welche Kreise Frankreich gegangen«. Schlagend ist die Bemerkung: »Die alte Welt war tot, die neue noch nicht da. In der Republik, die geschaffen wurde, waren eigentlich zwei Republiken enthalten: eine politische, die zu spät, und eine soziale, die zu früh kam.« – Wir kommen dann zu einer begeisterten Schilderung des *Juni-Kampfes*, »der überall der Wendepunkt der europäischen Geschichte ward«. Sehr lehrreich möchten wir den Abschnitt »der Präsident« nennen, worin die Wahl des Idioten Louis Napoleon dazu mit fast 6 Millionen Stimmen so erklärt wird: »die Stimmen *für* L. Napoleon sind in ihren unendlichen Mehrheit Stimmen *gegen* die anderen Kandidaten. Dort bedeuten die Stimmen für L. Napoleon: nicht die Männer des National, nicht Cavaignac, aber durch den Weg der Anarchie Ledru Rollin oder Raspail; dort wieder bedeuten die Stimmen für L. Napoleon: nicht Ledru-Rollin oder Cavaignac, aber durch den Weg der Anarchie Henri V. oder den Prinzen von Paris.« – Den Abschnitt »Ein Bankett der roten Republik« haben wir bereits ganz mitgeteilt. Höchst interessant sind im ersten Bande noch besonders: »Louis Napoleon«, der »Gläubiger des Präsidenten« und »Eine Parodie des 18. Brümair«, nicht minder die Kammer-Schilderungen.

Das Allerbedeutendste aber im Buch ist der Abschnitt über »die soziale Bewegung« im zweiten Bande. Hier ist so viel Entschiedenheit als Klarheit, und namentlich finden wir hier so viel Übereinstimmendes mit unseren

eigenen Ansichten, daß wir nicht umhin können, das hierher Gehörige lieber nächstens in einem besonderen Artikel zu besprechen, als hier nur andeutend darüber hinzufliegen.

Der Verfasser schließt mit folgenden bedeutenden Worten, in die wir aus vollster Überzeugung einstimmen: »Die Freiheit, Selbständigkeit und Souveränität muß sich ausdehnen auf die ganze Gesellschaft. Dein Reich muß kommen für alle, heilige Gleichheit! – Inzwischen wollen wir sehen, ob eure Kanonen auf die Dauer stärker sein werden, als unsere Prinzipien!« –

Wir haben nur referiert, wo wir vielleicht hätten kritisieren sollen: wir bekennen, daß, wenn ein Buch von solcher Bedeutenheit wie diese »Revolutionären Studien« uns vorliegt, mit dessen Gedanken-Inhalt und Prinzipien wir zugleich so innig sympathisieren, wie es hier der Fall ist, wir uns nicht für berufen halten, eine Kritik im gewöhnlichen Sinne zu schreiben. Dies wollen wir anderen überlassen. Uns kam es nur darauf an, unsere Leserinnen auf das eben so blühend und poetisch geschriebene, als geistreich gedachte Buch aufmerksam zu machen. Wir hoffen, daß uns dies gelungen ist, und fügen nur noch hinzu: daß es des Unterhaltenden ebensoviel wie des Belehrenden bietet.

L.O. 159

## Für die Arbeiterinnen.

### *Zweiter Artikel*

*Inhalt:* Das Zeitalter des *Rechtes* muß beginnen – Demoralisation in den Palästen und »wilden Vierteln« – Entartung der Familie – Eine Proletarier-Familie – Proletarier-Kinder – Engelmacherei

179 Ja, es ist viel, was ich auf dem Herzen habe, wenn ich an die Lage der Arbeiterinnen, an die Stellung der Frauen überhaupt erinnert werde. Ein Schrei des Entsetzens hat sich schon oft aus meiner Brust gerungen, die Röte der Scham ist auf meine Wangen getreten und heiße Tränen in meine Augen, wenn ich das Elend, die Niedrigkeit, die Verworfenheit und Vernachlässigung gesehen habe, in der Tausende meines Geschlechts schmachten. Ich habe es längst gefühlt, daß es nicht so bleiben könne, daß die ganze Nation an der allgemeinsten Demoralisation zugrunde gehen müsse, wenn nicht durch gründliche Reformen geholfen werde. O es ist kindisch, nur im Umsturz eines Throns allein das Heil der Welt zu suchen, indes die Unmoralität der Geldherrschaft unangetastet bleibt. Ja, es ist auch viel und schön von den »unveräußerlichen Menschenrechten« geschrieben worden, aber bei alledem ist nur von Männerrechten die Rede gewesen – an die Rechte der Frauen hat man nicht gedacht. Aber die jetzige gesellschaftliche Unordnung wird nicht eher aufhören und nicht eher zur gesellschaftlichen Ordnung verkehrt werden, bis auch die Frauen Menschenrechte haben. Zuweilen wohl, wenn ein Blick auf das weibliche Proletariat gefallen, ist das Mitleid rege geworden und die Liebe hat helfen wollen – nein, weg damit! kein Mitleid, keine Liebesspenden, keine Wohltaten! – das ist entwürdigend. Ihr sagt es täglich: die Völker sind mündig geworden, *das Zeitalter des Rechtes muß beginnen!* nun, ihr könnt nicht für die einen fordern, was ihr den andern verweigert, – die Völker bestehen aus Männern und Frauen – darum muß Männern und Frauen das *Recht* werden.

Schon oft, seitdem ich schreibe und auf dies Thema kam, habe ich mich dagegen verwahrt, zu den Frauen gezählt zu werden, welche die weibliche Würde zu erhöhen meinen, indem sie sich zur Karikatur von Männern machen, und wer mich oder mein Schreiben und Wirken irgend kennt, kann wissen, daß ich nie eine Forderung gestellt habe, die mit der weibli-



chen Natur in Widerspruch stünde – aber für die andern, die mich nicht kennen, wiederhole ich es auch hier wieder, daß ich das, was man gewöhnlich Frauen-Emanzipation nennt, für eine Verirrung erkläre und eben weil die Natur zwei verschiedene Geschlechter schuf, auch eine verschiedene Stellung beider *nebeneinander* anerkenne und fordere – aber nicht *über-* und *untereinander* – denn als Menschen schuf die Natur sie *gleichberechtigt* zur Arbeit, zur Ausbildung, zum Genuß – zum *Leben* mit einem Wort. In diesem Sinne sage ich alles, was ich über dieses Thema zu sagen habe, in diesem Sinne habe ich schon vieles gesagt – aber noch vieles ist zu sagen übrig.

Ich sprach von der allgemeinen Demoralisation. Niemand wird wagen, sie noch hinwegzuleugnen. »Die Korruption der höhern Stände« ist der Revolution vorhergegangen. Diese Korruption war ein stehender Artikel unserer Tagespresse geworden und wäre es noch mehr gewesen, wenn die Zensur nicht oft die Veröffentlichung dieser Beispiele der Entsittlichung an den Höfen und unter der Aristokratie verhindert hätte. Aber schon was man erfuhr und was wie die Frechheiten einer Lola Montez gar nicht einmal verborgen bleiben konnte noch wollte, ließ alle tiefe Blicke in eine Gesellschaft tun, deren Entsittlichung denen von uns, die zuweilen das Privatleben mit ihr in Berührung gebracht, längst kein Geheimnis mehr war. Wir sehen nun, wie es zuzuging in den Palästen der Hauptstadt, wo Pracht und Glanz herrschen – und dort, wo das Elend wohnt, im »wilden Viertel« der großen Städte, gewahrten wir ein Seitenstück – hier der Mangel und die Versuchungen der Not – dort der Überfluß und die Üppigkeit mit ihren Reizen zum Verbrechen – hier zum Tierleben durch die tiefste Erniedrigung herabgedrückte Menschen – dort durch Überfeinerung vergiftete und zu den unnatürlichsten Verbrechen Befähigte – und dazwischen ein Bürgerstand, angesteckt von dem Gift, das von diesen beiden Seiten sich an ihn drängt, aber ihn doch noch nicht ganz durchdrungen hat – das sind unsere Zustände. – Wo diese Entsittlichung am größten, in den sogenannten »vornehmsten«, wie in den niedrigsten Ständen, da ist der Grundpfeiler der staatlichen Ordnung zerbröckelt – ich meine: die *Familie*. Ihr entscheidender Einfluß auf das Wohl eines Staates, auf die Moralität und Humanität aller ist unbestreitbar. Die Entartung der Familie geht mit der des Staates Hand in Hand – alle Zeiten haben das gelehrt, und die Gegenwart lehrt es wieder. Eines hat das andere bedingt. Die Familienglieder sind gleichzeitig auch Staatsglieder und können, wenn sie dem engern Pflichtenkreise, an den die Natur sie durch die heiligsten,

festesten Bande kettete, nicht genügen, noch weniger jenem größern entsprechen, der die Pflichten der Familienliebe als Pflichten der Humanität von einzelnen Familiengliedern auf alle Staatsglieder überträgt.

Wie steht es aber mit der Familie des Proletariats?

Da ist eine solche Familie: Ein Tagelöhner ist so glücklich, mit seiner Frau und seinen Kindern eine eigene Wohnung zu bewohnen – oft wohnen und schlafen viele Familien in *einem* Behältnis, und ein Kreidestrich oder etwas derartiges bildet die Scheidewand – der Mann ist Fabrikarbeiter und geht früh mit Tagesanbruch in die Fabrik – die Frau geht auf Tagelohn. Was geschieht unterdes mit den Kindern? entweder werden sie in eine dumpfe Stube eingesperrt und allen Zufälligkeiten überlassen, oder wenn sie schon etwas größer sind und die Eltern wenig verdienen, betteln geschickt, meist so, daß das älteste Mädchen das kleinste Kind mit sich herumschleppen muß, um das Mitleid der Leute zu erregen. Oder die Kinder werden auch in Fabriken geschickt und arbeiten darin in Gegenwart der Erwachsenen, die keine Rücksichten auf sie nehmen, so daß die Kinder früh alle Gewohnheiten der Erwachsenen nachahmen, die üblen schneller als die guten. Unpassende Reden treffen die Ohren der Kleinen und stumpfen früh ihr Sittlichkeitsgefühl ab. Oder die Kinder müssen irgendeinen Verdienst suchen, aufs Geratewohl. So suchen sie Beeren oder Blumen und bringen sie zum Verkauf – aber das geht nur in der guten Jahreszeit, und in den großen Städten ist es auch nicht tunlich, da müssen sie zu andern Beschäftigungen greifen – so gehen sie in die Häuser und erbetteln Knochen oder suchen sie auf den Straßen zusammen, sammeln Pferdedünger oder dergl. und bringen dies dann zum Verkauf. Kurz, zu einem solchen Erwerbszweig müssen die Mädchen greifen, und dabei wird gebettelt und oft gestohlen. Was ist wohl natürlicher? Die Kinder sind sich selbst überlassen – und nehmen wir auch an, ihre Eltern wollen nicht, daß sie stehlen, so wollen sie doch, daß sie so viel als möglich verdienen – ein Kind, das von der Arbeit eines Tages nur ein paar Pfennige mit nach Hause bringt, wird oft mit Schlägen empfangen werden – am andern Tag wird es mehr zu erwerben suchen, und gelingt es nicht auf rechtmäßige, so gelingt es auf unrechtmäßige Weise. Was weiß überhaupt ein solches Kind von Recht oder Unrecht. – Es hört das in der Schule! sagt ihr, und wenn es nun keine besucht? wenn es die Eltern davon zurückhalten, weil es darin nichts verdienen kann und die Schule noch Geld kostet? Und wenn auch – da sitzen 50 – 100 Kinder zusammen, wie kann da das einzelne schließen und denken lernen? – Und nun denkt an die

ganze Schar der Kinder, die von denen, welche ihre Erzieher sein sollten, geradezu zum Verbrechen angehalten werden! – nicht etwa um des Verbrechens, sondern um des Zweckes willen, der dadurch erreicht wird! Wenn die Leute ehrlich so viel und leicht verdienen könnten, wie unehrlich, so würde dies bald niemand mehr sein! Aber die Armen möchte es oft genug erfahren, daß die ehrlichen Leute früher verhungern als die unehrlichen gehangen werden – und werden sie nur ein paar Monate eingesteckt, was ist das weiter? dann sind sie einmal der Sorge um das tägliche Brot überhoben. Denkt an die Schar der Kinder, die nicht wissen, wer ihr Vater ist, die bei einer unsittlichen Mutter leben, in der jedes edlere Gefühl gestorben und selbst das der Mutterliebe zertreten ist – oder an die Kinder, welche entfernten Verwandten zur Last fallen, die durch sie noch ihren geringen Verdienst sich geschmälert sehen – welches wird ihr Los sein? – Ich will noch gar nicht von dem »Engelmachen« reden, das ihr wohl kennt. Wo, um durch sie zu verdienen und sie dann »los zu werden«, Kinder absichtlich verstümmelt und krank gemacht werden, damit sie durch ihr Elend auf dem Arm der Bettlerin das Mitleid erregen und endlich sterben. Ihr entsetzt euch, gefühlvolle, unerfahrene Frauen, die ihr noch nichts vom »Engelmachen« gewußt hab, und dies ist weiter nichts als ein Handelsartikel, wie es Tausende im Leben gibt, die Leute wollen nur etwas verdienen, und weil sie keine andere Erwerbsquelle wissen, machen sie Engel – gebt ihnen Brot für sie und diese Kinder, gebt ihnen eine lohnende, nährnde Arbeit, und es wird ihnen nicht einfallen, ihre Scheußlichkeiten fortzutreiben. – Jene Kinder, von denen ich eben sprach, werden mit Härte von denen behandelt, die für sie sorgen sollten, diese kehren es um und lassen diese für sich sorgen. Sie schicken sie also betteln und stehlen, denn wenn ein Kind beim Diebstahl ergriffen wird, so wird es eingesteckt oder kommt in eine Korrekptionsanstalt, und dann sind es seine Angehörigen ja »los«. Die Mädchen aber, die das Kindesalter verlassen haben, können den Ihrigen bald mehr einbringen – sie fallen nicht etwa der süßen Stimme der Verführung zum Opfer – nein, sie werden als ein Handelsartikel betrachtet; die Handelsspekulation anderer, die auch den Gewinn von ihnen ziehen, der Zwang und ihre eigene Unwissenheit, nicht die Stimme der Natur, sondern die der höchsten Unnatur macht sie zum Abschaum der Gesellschaft. – Die Mädchen, die als Kinder mit Blumen, Zwieback oder dergl. auf die Straßen, in die Häuser, vorzüglich in die öffentlichen Vergnügungsorte, die Wein- und Bierstuben usw. geschickt werden, sehen sich darin meist mit Härte behandelt und dadurch,

daß sie zu Zeugen der Schwelgereien der Reichen gemacht werden, deren klingende Münzen sie vom Spieltisch oder in die Hände der Kellner fallen sehen, indes für sie jedermann rauhe Worte und kaum eine kupferne Münze hat, erbittert sich das jugendliche Gemüt und durch die rohen und unzüchtigen Scherze, die das Mädchen aus dem Munde Trunkener hören muß, stumpft alles zartere Gefühl sich ab. Dieses herumtreibende Leben muß die künftige Entsittlichung vorbereiten. Fände sich im Hause ein Damm dagegen! aber was die Kinder hier lernen, wo mehrere Familien Tag und Nacht in *einer* Stube zubringen und allen Rohheiten freien Lauf lassen, kann jeder Leser sich selbst sagen. – Das ist die Familie im »wilden Viertel«! Ihr kennt sie vielleicht schon aus Friedrich Saß' »Berlin« oder aus Eugen Sues »Martin, der Findling« – diese Schilderungen sind nicht übertrieben – aber ich mag sie nicht wiederholen.

(Schluß folgt.)

## Für die Arbeiterinnen.

### *Zweiter Artikel (Schluß)*

*Inhalt:* Kleinkinderbewahranstalten – Unmenschlichkeit gegen uneheliche Kinder – Dienstmädchen – Aufwärterinnen

Die *Kleinkinderbewahranstalten* sind allerdings von großem Nutzen, und ist ihre Einführung überall zu wünschen – allein sie kommen doch nicht der allerärmsten Bevölkerung zugute. Diese können nicht 4 Pfennige (der geringste Satz) den Tag für die Versorgung ihrer Kinder geben – sie können ferner die Kinder nicht immer »reinlich kleiden«, und anders werden sie nicht angenommen, sie haben ferner keine Zeit, dieselben erst in die vielleicht entlegenen Anstalten zu führen – und selbst diejenigen, welche dies alles könnten, wollen es nicht, weil es ihnen eben gleich ist, wie es den Kindern geht, aber nicht gleich, ob sie etwas kosten oder einbringen; statt einige Pfennige für das Kind auszugeben, finden sie es besser, wenn dieses so viel erbettelt. Ferner werden auch in diesen Anstalten (von einigen wenigstens ist mir dieser Artikel aus den Statuen bekannt) viele Kinder gar nicht zugelassen, nämlich: die *unehelichen*. Die Frauen, in deren Händen diese Anstalten sind, meinen, dadurch die Moral zu fördern oder sich ein Erröten zu ersparen, wenn sie diese Kinder ein für allemal zurückweisen. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein junges Mädchen, das mit zu den Vorsteherinnen einer Kinderbewahranstalt gehörte, sich warm für die Aufnahme eines verwahrlosten unehelichen Kindes verwendete und deshalb von ihren Kolleginnen, die ältere verheiratete Damen waren, zur Rede gesetzt ward, ob sie sich nicht schäme, als die Jüngste unter ihnen des Kindes einer liederlichen Dirne sich anzunehmen? und die Arme wäre für ihr natürliches Rechtsgefühl gewiß gesteinig worden, wenn das Steinigen noch Mode wäre. – Dieser eine Fall läßt einen tiefen Blick auf den christlichen Staat und auf die Verkehrtheiten weiblicher Anschauungen tun. »Wer von Euch ohne Sünden ist, der werfe den ersten Stein auf sie«, sagte Jesus Christus neben der Sünderin, nach dem sie sich doch nennen und dessen Hoheit sie niemals begriffen haben. Sie meinen, an ihn zu glauben, und glauben doch seinen Worten nicht, denn nicht nur die Sünderin, auch ihre Kinder wollen sie steinigen! sie schließen die unschuldigen Kleinen von allen Wohltaten aus, und wollen den alten furchtbaren

184

Fluch gewaltsam erfüllen: daß die Sünden der Väter heimgesucht werden sollen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Die Frauen aber meinen nur, das sei der weiblichen Würde gemäß, die gefallenen Schwestern noch tiefer ins Elend zu stoßen oder nie ein Wort zu sich dringen zu lassen, das ihr Zartgefühl beleidigen könnte. Ihre Schwestern mögen im Schlamm der Sünde, des Elends, der Gemeinheit rettungslos ersticken und zugrunde gehen, das kümmert diese zartfühlenden Damen nicht, solange sie nur Aug' und Ohr sich zuhalten können, und sich *stellen*, als wüßten sie nichts von der Demoralisation der Gesellschaft. Sie kennen sie aber recht gut – aus den Romanen der Franzosen sehr genau, wenn ja die Wirklichkeit sie ihnen nicht sollte gezeigt haben. Auch diese Heuchelei und Prüderie ist an manchem Unheil schuld – reißt dem Verbrechen den Schleier ab, seht die Dinge, wie sie sind, laßt die ganze Entsittlichung der Zeit vor euch aufsteigen und wenn ihr meint, vor Scham und Entsetzen zu vergehen, so laßt die Verletzung eurer heiligsten Gefühle und den Schrei eures Entsetzens zu einem Hilferufe werden, der so lange im ganzen Volke widerhalle, bis es in demselben zu Einrichtungen gekommen ist, vor denen niemand mehr zu erröten und zu erschrecken braucht. Ja, laßt das Erröten über die Schmach unserer verirrtten, verzweifelnden Schwestern zum Morgenrot der Liebe werden, das eine Zeit verkündigt, wo nicht mehr die verwahrloste Erziehung und die Verzweiflung der Not Verbrecherinnen macht! Nicht Worte sind's – es sind *Zustände*, deren wir uns zu schämen haben, sie bleiben dieselben, wenn wir, um uns ein Erröten zu ersparen, vermeiden, uns an sie zu erinnern.

185

Haben wir gesehen, wie die Kindheit der Arbeiterinnen vergeht, so laßt uns nun einen Blick auf ihre Jugend werfen. Bei dem herumtreibenden Leben, das sie bis zu ihrer Konfirmation führen mußten, haben sie natürlich nichts gelernt. Vermieten können sie sich nicht, denn wer ein Mädchen in Dienst nimmt, verlangt, daß es ordentlich gekleidet erscheine, und dazu sind sie zu arm. Sie wird also Arbeiterin auf einem Wollboden, in einer Zigarren-Fabrik oder dergleichen. So ist sie im zartesten Alter, wo sie einer Leitung bedürfte, besonders da sie so gut wie keinen Schulunterricht und gar keine häusliche Erziehung genossen, schon selbständig und allen Versuchungen preisgegeben. Arbeiten in der Fabrik die Mädchen auch gesondert von den Männern, so ist doch der Nachhauseweg oft ein gemeinschaftlicher, es knüpfen sich Bekanntschaften an, die natürliche Liebesregung erwacht bei den ersten Liebeszeichen, der moralische Halt fehlt, und der erste Schritt in die Arme des Lasters ist geschehen. Oder

das Mädchen lauscht den Erzählungen ihrer Gefährtinnen, es sieht sie besser gekleidet als sich, sieht sie zum Tanz gehen, wohin es nicht kann – der Wunsch wird rege, auch so leben zu können, wie jene – es kann es, sobald es nur will, schon mehr als einmal sind Männer ihm auf dem abendlichen Nachhauseweg freundlich begegnet, vornehme feine Herren – nun antwortet sie ihnen freundlich und kann sich bald auch so putzen wie die Gefährtinnen. So gibt es tausend Fälle, denn tausendfach sind die Versuchungen der Armut und Niedrigkeit, ich will sie nicht alle herzsählen, wo das Ende doch immer dasselbe ist. In den großen Städten gelten die Mädchen der dienenden Klasse geradezu für entsittlicht oder unehrlich und anspruchsvoll – da wird man überall in den Anzeigebültern lesen, wie Mädchen gesucht und empfohlen werden durch die Formel »nicht von hier«. So leiden überall die Unschuldigen mit den Schuldigen, denn so schlimm steht es doch nicht um die arme weibliche Bevölkerung, daß alle Redlichkeit und Unverdorbeneheit bei ihr untergegangen wäre. Aber das Vorurteil ist da bei den Reichen, sie wollen oft nur deshalb ein Mädchen nicht, weil es sehr arm ist und arme Verwandte hat – einmal, weil sie dann meinen, das Mädchen wird um ihrer Angehörigen willen sich zuweilen Entbehrungen auferlegen, die ihr der Herrschaft, unangenehm wären, oder es wird kleine Unehrlichkeiten begehen für die Seinigen. Das Mißtrauen ist da – es ist zuweilen begründet gewesen, und darum ist es unvertilgbar; dies Mißtrauen gegen die Armut ist ihr härtester Fluch, es hält sie für ewig fest in dem Kreise der Ausgestoßenen! So wird die Tochter der Armut, wenn sie in Dienst gehen will, nur wieder bei armen Leuten für den geringsten Lohn ein Unterkommen als Kindermädchen finden, denn viele der kleinen Handwerker oder Beamten, die kaum genug für sich selbst zu leben haben, halten sich doch ein Dienstmädchen, einmal aus Dünkel oder auch dann aus Not, wenn die Frau mitarbeiten, verkaufen usf. muß und nicht immer um die Kinder sein kann. Die Mädchen bekommen dann wohl oft nicht satt zu essen, müssen sich von früh bis spät in die Nacht plagen, empfangen die roheste Behandlung, können von dem geringen Lohne nie etwas zurücklegen, und es ist dann wohl kein Wunder, wenn sie hie und da einmal von dem Brot der Familie sich satt essen, das nicht für sie bestimmt war. Aber das nennt die Herrschaft »betrügen« und schreibt es wohl gar in das Gesindebuch. Daß dabei kein Mädchen sich etwas sammeln kann, nur für die Zeit, da sie einmal ohne Dienst ist, geschweige denn für später, ist natürlich. – Die Mädchen, die noch bei Eltern und Geschwistern Aufnahme finden, ziehen es oft vor,

186 statt in Dienst zu gehen, nur »Aufwärterinnen« zu werden. Sie versorgen die häuslichen Geschäfte bei mehreren Personen, besonders einzelnen Herren, und können so oft mehr verdienen denn als Dienstmädchen. Aber da meist ganz junge Mädchen Aufwärterinnen sind, ist ihre Stellung immer eine gefährliche, sie sind sich ganz selbst überlassen, und da sie nur an gewissen Stunden des Tages beschäftigt, übrigens ohne Aufsicht sind, ist es nicht zu verwundern, wenn sie müßiggängerisch und liederlich und endlich auch demoralisiert werden.

Halt! ich sehe neue Verwunderung, daß ich nahe daran bin, der alten Zeit das Wort zu reden, die von den meisten zuletzt angeführten Einrichtungen nichts wußte – nein, wenn nur alle die neuen Einrichtungen des täglichen Lebens nicht auf alten Fundamenten ruhten, diese sind's, die ich auch bekämpfe. Das Gute der alten Zeit ist längst vernichtet, warum will man denn ihr Schlechtes um jeden Preis beibehalten.

Die Erziehung der untern Stände, insbesondere die der Frauen, muß eine ganz andere werden, das ist der Grund, der anders gelegt werden muß – und davon in einem spätern Artikel.

187

*Louise Otto*



## Die Demokratinnen

Sehen wir einmal mit unparteiischem Auge unter unsern Genossinnen uns um! Vielleicht, daß es uns auf die Weise möglich wird, Schwankende und Unsichere zu befestigen, Zweifelnde zu überzeugen – zurückzuweisen aber auch solche, welche den Namen der Demokratie mißbrauchen oder durch ihr Tun dem Spotte preisgeben.

Prüfen wir nun einmal unsere ganze Partei, die ganze *Demokratie der Frauen* – tun wir dies sowohl unserer Anhänger als unserer Gegner willen; seien wir streng und aufrichtig gegen uns selbst – wir sind dies sowohl unseren Freunden wie unseren Feinden, vor allem aber sind wir es uns selbst schuldig.

Die Beweggründe, welche die Frauen zur Demokratie geführt haben, sind zweierlei: Die einen sind Demokratinnen durch die *Verhältnisse*, die andern aus *Überzeugung* geworden – immer aber wird bei beiden das »Ewigweibliche«, das Moment der Liebe und Hingebung zum Grunde liegen – bei den einen ist es die Liebe und Hingabe an *einzelne Personen* – bei den andern ist es Liebe und Hingabe an *das Allgemeine*.

So teilen wir denn die Demokratinnen ein in:

1) Die *Forcierten* oder *Gemachten*, die, in Äußerlichkeiten sich gefallend, vor allen Dingen Aufsehen erregen wollen.

2) Die *Isolirten* oder *Zurückgezogenen*, das offenbare Gegenstück von jenen, wirken sie nur da, wo sie sicher sind, nicht bemerkt zu werden.

3) Die *Friivolen* oder *Unsittlichen*, welche teils die Demokratie zum Deckmantel eines wüsten Lebens brauchen möchten, teils sogar meinen, zu solchem Leben als Demokratinnen berechtigt zu sein.

4) Die *Enthusiasmierten* oder *Begeisterten*, die dem Geiste, der sie treibt, folgen, in der frohen Überzeugung, daß sie zuerst ihm gehorchen müssen, unbekümmert um das Urteil der Welt.

Betrachten wir nun diese einzelnen Klassen näher.

### I. Die Forcierten oder Gemachten

Wir sagen keineswegs, daß Eitelkeit ein speziell *weiblicher* Fehler sei. Die Männer sind in dieser Beziehung gerade nicht berechtigt, den Frauen Vorwürfe zu machen, aber leugnen können wir nicht, daß diese ihre Eitelkeit oft in viel äußerlichere Dinge setzen als die Männer und sie auf

die kleinlichste Weise zu befriedigen suchen. So gefallen sich die forcierten Demokratinnen darin, die Sitten der Männer nachzuahmen. Sie sind es, welche in den Frauen-Clubs Biertrinken, Gläserklirren und Rauchen einführen möchten, die parlamentarische Ordnung durch Zwischenreden und Opponieren nur um Opposition willen vernichten und überall das letzte Wort haben müssen. Sie müssen ihrer Ansicht nach überall mit dabei sein – weniger um zu hören oder zu nützen, als vielmehr damit man sage: Fräulein N.N. usw. fehlte niemals. Vor allen Dingen liegt ihnen daran, *bekannt* zu werden und Aufsehen zu erregen. Sie sind nicht kokett oder frivol, sie drängen sich zwar an die Männer, aber sie sehen in diesen viel lieber ihre Duzbrüder als ihre Liebhaber, sie sind mit einem Wort »*burschikos*«. Es ist bei vielen nur eine Begriffsverwirrung; sie legen die Losung der Demokratie: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit falsch aus – sie meinen, die Freiheit sei auch zugleich ein Freisein von allen zarteren Formen der Schicklichkeit, des Anstandes, der feineren Sitte, die Gleichheit hebe auch den Geschlechtsunterschied auf, daß die Frauen eben auch allen Gewohnheiten der Männer huldigen müßten, und die Brüderlichkeit sei vor allen Dingen durch eine Art Studenten-Konvent zwischen allen Demokraten und Demokratinnen einzuführen. Den meisten Frauen, auch den ungebildeten, sind eben solche Anschauungen nicht natürlich, daher forcieren sie sich zu denselben, und was als Naivetät vielleicht zu entschuldigen wäre, erreicht eben als Gemachtheit den höchsten Grad des Widerwärtigen.

Auch in ihrer Kleidung forcieren sich diese Frauen, oft zeichnen sie sich durch die Nachlässigkeit derselben aus, oder sie wählen Schnitte, die ihnen von weitem das Ansehen von Männer-Gestalten geben, oder auffallende Farben, die gleich als eine Demonstration gelten können.

Doch dies alles sind nur Äußerlichkeiten – und diejenigen, die nun mit ihnen prunkend sich selbst Demokratinnen nennen, verdienten eigentlich diesen Namen gar nicht, und wenn sie nicht selbst sich dazu zählten, würden wir auch nicht nötig gefunden haben, ihrer hier zu gedenken – so geschah es nur, sie zurückzuweisen – aber ein Teil von ihnen forciert sich auch innerlich – und *handelt* dann eben so forciert.

Die Wirksamkeit solcher forcierten Frauen, z.B. bei den Wahlen oder da, wo es gilt, den Reaktionären die Spitze zu bieten oder übermütige Söldner ein wenig zu demütigen, ist in der Tat gar nicht unbedeutend, obwohl die Heftigkeit, mit der sie bei allen Dingen verfahren, der guten Sache oft ebensoviel schadet als nutzt. Denn viele dieser forcierten haben

gute demokratische Grundsätze, denen sie auch jedes Opfer zu bringen bereit sind – aber sie vorcieren sich eben über diese Grundsätze hinaus, indem sie alles auf die Spitze treiben, und wie sie gelegentlich im Schelten und Schimpfen sich Luft machen, so bedarf es nur einer Veranlassung, um aus der Forcierten eine Fanatikerin zu machen – eine jener Furien, von denen der Dichter singt:

»Da werden Weiber zu Hyänen,  
Und treiben mit Entsetzen Scherz.«

Die Forcierte ist mit tätig beim Barrikaden-Bau, um auch mit dabei zu sein – nicht aus reiner Begeisterung des Augenblicks, die alles vergißt, sondern aus Eitelkeit, die alles bedenkt, sie gefällt sich mit der Axt in der Hand, und sie muß mit auf der Straße sein, weil ihr nur mitten im Getümmel am wohlsten. Sie hat auch schon immer einen Dolch bei sich getragen und sich oft im Schießen geübt; sie eilt mit in den Kampf, und wir müßten ihren persönlichen Mut ehren, wenn er mehr wäre, als die Folge geflissentlicher Überreizung. – Und wenn nun einst die wirkliche Revolution käme? Zweifeln wir nicht daran: die Forcierten forcierten sich immer weiter, und jene Erscheinungen der ersten französischen Revolution, jene Frauen, die mit kaltem Blute mordeten, die sich selbst zu Priesterinnen des Hasses und der Rache machten, können sich auch in Deutschland gar leicht wiederholen – wenn die Stunde gekommen ist. –

Und welche Frauen sehen wir vorzugsweise die Rolle der Forcierten spielen? Die Gattinnen mancher Demokraten, die in ihrem Kreis, gleichviel ob ein engerer oder weiterer, bekannte Persönlichkeiten, zuweilen Führer sind. Die Gattinnen wollen nicht hinter den Bestrebungen ihrer Männer zurückbleiben, sie sind stolz auf den Namen ihres Mannes, sie wollen auch würdig sein, ihn selbst zu führen. Dies an sich natürliche und löbliche Streben macht eben aus denjenigen Frauen »forcierte«, die erst durch ihre Männer Demokratinnen geworden sind und so in einen neuen Kreis von Anschauungen sowohl als von Personen und Verhältnissen treten, sich in demselben nicht zurecht zu finden wissen und doch sich selbst darin zur Geltung bringen möchten. Die Halbgebildeten geraten da leicht auf den Abweg der Forcierung.

Hauptsächlich trifft man die Forcierten in den großen Städten, dort sind die Frauen, die sich hervortun möchten, am häufigsten – und zwar unter allen Ständen. Unter den sogenannten höheren forcieren sie sich

freilich nicht zu Demokratinnen, sondern zu Treübünderinnen – aber unter den mittleren und niederen haben natürlich die republikanischen Elemente die Oberhand. Wir müssen es eingestehen, daß, wenn die forcierte Demokratin des mittleren Standes – sie mag Jungfrau, Gattin oder Mutter, jung oder alt sein, sich *lächerlich* macht, so ist sie, aus den niedern Ständen hervorgehend, wahrhaft *furchtbar*. Es ist ein Unglück, das nicht die Frauen, nicht der einzelne, auch nicht die Gegenwart allein, sondern das die Gesellschaft lange Zeiten hindurch verschuldet hat: daß die Erziehung, der Unterricht der ärmeren Klassen ein so mangelhafter ist, daß Tausende in Rohheit und Unwissenheit aufwachsen. Sehen wir aber, wie die forcierte Demokratin der sogenannten gebildeten Stände schon sich darin gefällt, ihre feinere Bildung zu verleugnen und in der Abstreifung aller zarteren Formen des Umgangs – (Formen, die wahrlich nicht unnütze Ziererei und Narrheit, sondern das Bedürfnis der Humanität und edles Schicklichkeitsgefühl erfunden) ihr Gefühl für Freiheit zu betätigen sucht – so wird bei gleichen Grundsätzen das schon ohnehin rohe Weib noch roher und läßt allen Gemeinheiten absichtlich den Zügel schießen. – Man muß auch Ungebildetheit und Grobheit ertragen, wo sie eine Folge von Unwissenheit und mangelhafter Erziehung ist, man muß durch den Schmutz gehen können, wo es sein muß, ohne sich mit zu beschmutzen – aber man hat ein Recht, die Genossenschaft derer zurückzuweisen, die, statt aus dem Schlamme sich zu erheben, Gefallen finden, immer tiefer darin zu versinken.

Nicht wahr – das ist eine schonungslose Schilderung? sie wird uns viele Feindinnen unter denen machen, die sich vielleicht unsere Genossinnen nannten bis heute – wo wir diese Genossenschaft feierlichst zurückweisen. – Aber wir wollen kämpfen und siegen durch die *Reinheit unserer Sache*, und damit eben diese von allen erkannt werde, auch von denen, die ihr jetzt noch mißtrauen, gilt es, alle unedlen Elemente zurückzuweisen, die sich unter sie mischen. Wir sind ferne von dem Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heilige, wir überlassen ihn unsern Gegnern.

## II. Die Isolierten oder Zurückgezogenen

Das offenbare Gegenteil von den Forcierten sind diese Isolierten – sie wirken nur da, wo sie sicher sind, nicht bemerkt zu werden – daß sie aus ihrer Zurückgezogenheit nicht herausgehen, davon tragen eben die For-

cierten und Frivolen die Schuld, durch welche sie sich zurückgeschreckt und verletzt fühlen, deren Gemeinschaft sie um jeden Preis vermeiden wollen.

Unsere Zeit ist reich an edlen Frauen, deren Blicke wohl über den engen Kreis des Familien-Lebens hinausgehen, die aber nimmermehr auch ihre Schritte diesen folgen lassen möchten. Sie haben das Vorurteil wohl in der Idee, aber nicht in der Wirklichkeit überwunden – oder, wenn sie es selbst überwunden haben, so ist es doch in ihrer Umgebung, in ihrer Familie noch herrschend, und so akkomodieren sie sich, ihre Pflichten gegen das Allgemeine den Pflichten gegen das Besondere aufopfernd.

Wer kennt nicht diese mannigfaltigen hemmenden Familien-Verhältnisse der Gegenwart, welche auch die Frauen von entschiednen demokratischen Grundsätzen zur Isolierung zwingen! selbst demokratische Väter und Gatten wollen oft nicht, daß ihre Frauen an einem mehr öffentlich tätigen demokratischen Leben sich beteiligen, und zwar teils aus unvertilgbarer Philisterhaftigkeit, welche nicht von dem Grundsatz abgeht, jeden öffentlichen Schritt einer Frau unweiblich zu finden, und nicht will, daß man von einer Frau selbständig, d.h. anders spreche als von der Frau ihres Mannes, dessen Namen sie trägt – teils auch um ihren Frauen und Töchtern die Möglichkeit zu ersparen, mit jenen Forcierten und Frivolen in Berührung zu kommen, und dadurch, wie man zu sagen pflegt, in eine Klasse geworfen zu werden, – teils aber auch aus Ängstlichkeit und Unbehagen, schon bei den eignen schweren Verantwortlichkeiten eines öffentlichen Wirkens noch mit für die gleichen Schritte der Frauen und Töchter verantwortlich gemacht zu werden. Freilich sind auch die letzten Gründe noch ein gut Teil männlicher Philisterhaftigkeit – aber wir dürfen für dieselbe weniger die Männer an und für sich verantwortlich machen als vielmehr das Herkommen und die noch zu Recht bestehenden Institutionen, welche in der Tat Frauen und Töchter zu »Hörigen« der Gatten und Väter gemacht haben, daß diese die Schritte jener mit vertreten müssen. Haben nun schon Demokraten solche Bedenklichkeiten, denen die Frauen aus freiem Willen nachgeben, aus Klugheit, um den häuslichen Frieden zu erhalten, oder aus Liebe, die sich gern den männlichen Wünschen fügt und sich schweigend resigniert, so arten diese Bedenklichkeiten bei Reaktionären und Konservativen zur Tyrannei aus. Wer dem Absolutismus huldigt, wird auf immer in seinem Haus den Alleinherrscher spielen, und wem das Konservative Ideal ist, der wird auch gern in der eigenen Familie entweder die alten patriarchalischen Zustände aufrechter-

halten oder es bis zum konstitutionellen Schein-Leben bringen, in dem die Frau zwar nein *sagen*, aber nicht danach *handeln* darf – das absolute Veto hat der Mann sich vorbehalten. Es ist immer dieselbe Tyrannei, wenn auch unter verschiedenen Formen.

So wird ein großer Teil der Demokratinnen zur Isolierung von den Verhältnissen gezwungen. Wie oft wird uns nicht die Antwort, wenn wir Frauen oder Töchter zu einem Frauen-Verein, einer demokratischen Zusammenkunft oder zur Unterschrift eines öffentlichen Schreibens auffordern: »Mein Mann will es nicht – es tut mir leid«, – oder von den Töchtern, auch wenn dieselben längst mündig und über die Zeit der raschen Jugend hinaus sind: »Mein Vater gestattet dies nicht – ich darf nicht, so gern ich möchte.«

Aber es gibt auch freiwillig Isolierte außer diesen gezwungenen – denn Gott sei Dank! nicht das ganze Geschlecht lebt in diesem Joch. Es gibt Gatten und Väter, welche die Menschenwürde, d.i. das Recht der freien Selbst-Bestimmung, auch in ihren Gattinnen und Töchtern ehren – und noch viel mehr gibt es Unabhängige, Witwen und verwaiste Mädchen, die selbständig handelnd im Leben stehen – aber auch unter diesen wie viele Isolierungen! Wie viele Frauen, die bei einem scharfen Verstand und einem von wahrer Menschenliebe erfüllten Herzen doch so scheu in ihre Zelle sich zurückziehen, sich selbst so abhängig machen, nicht allein von den Urteilen, sondern auch von den *Vorurteilen* der Welt. – Einige beugen sich diesen Vorurteilen aus Interesse – Frauen, die von einem Geschäft leben müssen, vielleicht durch einen Handel das Brot ihrer Kinder verdienen, oder Mädchen, die als Lehrerinnen, Schneiderinnen usw. ihren Erwerb suchen müssen – sehen sich oft in die traurige Notwendigkeit versetzt, entweder ihre ganze Existenz, und oft ist es ja nicht die eigene allein, oder ihre Gesinnung – und wenn nicht diese selbst, so doch die öffentliche Betätigung denselben aufzuopfern, denn diese Frauen und Mädchen sind allein von den höhern Ständen abhängig – und es ist bekannt, wie besonders bei den Damen der Aristokratie und reichen Bourgeoisie der Fanatismus so weit geht – daß sie allen Verkehr mit Demokratinnen abbrechen und namentlich grundsätzlich denselben nichts zu verdienen geben. So zwingt die Sorge um den Lebensunterhalt viele zur Isolierung, zum Verhüllen ihrer wirklichen Ansichten. Doch auch die ganz Unabhängigen beugen sich aus freiem Willen dem Vorurteil und verharren scheu in einer selbstgewählten Zurückgezogenheit. Wir tadeln dies, aber wir finden dies sehr erklärlich, durch die *Erziehung*, welche bis jetzt das weibliche Ge-

schlecht genossen, durch die *Stellung*, welche die Frauen in der jetzigen bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, und durch die *abschreckenden Beispiele*, welche einige Frauen durch die Art ihres öffentlichen Auftretens gegeben haben.

Die *Erziehung*, welche bis jetzt – mit wenigen Ausnahmen – das weibliche Geschlecht genossen, lief darauf hinaus, die Frauen unselbständig zu erhalten und ihr eigenes Urteil von den Urteilen anderer abhängig zu machen. Die Redensart von der »weiblichen Bestimmung«, welcher man die allereingsten Grenzen zog und dabei von der Ansicht auszugehen schien, daß das Weib nur einen Körper, allenfalls ein Herz, aber doch ganz gewiß keinen Geist habe – ist unter dem weiblichen Geschlecht selbst jetzt noch viel mehr gang und gäbe. [...]

Nur die verschwiegenen vier Wände ihres traulichen Stübchens wagen sie zu den Zeugen ihrer erweiterten Interessen zu machen, und nur bei verschlossenen Türen flüstern sie irgendeiner kühneren Freundin zu: »Nimm diese Arbeit, dies Geschmeide oder diesen ersparten Thaler und sieh, ob Du damit einen unserer unglücklichen Freiheitskämpfer oder seine Frau, seine Kinder unterstützen kannst – aber daß es nur niemand erfahre – Du wagst meine Freundschaft, wenn Dir mein Name entschlüpft« usw. Oder eine solche stille Demokratin seufzt gegen die Vertraute, die ihr von der Lebendigkeit einer Vereinssitzung, einer Assisen-Verhandlung usw. erzählt: »Ich möchte es für mein Leben gern mit gehört haben – aber –«, denn obwohl keines der früher angedeuteten Verhältnisse mit seinen tausend Rücksichten sie abhielte, so kann sie sich doch nicht entschließen hinzugehen – sie kann einmal ihre Scheu und Ängstlichkeit vor jedem Schritt aus dem Hause hinaus nicht überwinden, obwohl sie's der Freundin gar nicht verargt, die ihn tut, aber »ich kann es nicht« – ist ihre gewöhnliche Ausrede, und damit hat jeder Streit ein Ende. Das ist die Frucht verkehrter philisterhafter Erziehung – und von allen Vorurteilen sind in einem Frauen-Herzen diejenigen, die sie von ihren Eltern empfangen haben, am schwersten zu vernichten. Sie vergessen, daß die Pietät da aufhört, eine Tugend zu sein, wo sie sich an eine zufällige Form bindet, anstatt den geistigen Inhalt zu erfassen. Es heißt sich den Gesetzen des Weltgeistes widersetzen, der von Generation zu Generation auf größeren Fortschritt drängt, wenn es die Kinder in allen Stücken halten wollten, wie es zur Väter Zeit gewesen.

Allerdings sind viele für den letztern Grundsatz, und darum ist auch die *bürgerliche Stellung der Frauen* noch eine solche, daß in der Tat einiger

Mut dazu gehört, selbständig aufzutreten. Eine jede Frau, die dies tut, ist mehr oder weniger den verschiedenartigsten Mißdeutungen ausgesetzt, und der Spott der Böswilligen heftet sich an ihre Fersen, es ist dies ein, namentlich in diesen Blättern schon oft behandeltes Thema, als daß ich nötig haben sollte, hier noch näher darauf einzugehen. [...]

Um deutlich zu sein, erinnere ich an ein Beispiel aus meinem Leben. Es mochte etwa der dritte sächsische Landtag sein, als einige Frauen mit auf die Galerien gingen. Über die Frage, ob dieselben auch den Frauen zugänglich seien, war in der Kammer debattiert worden, aber ohne dieselbe zu erledigen – als nun die Damen gerade kamen, wagte niemand, sie abzuweisen – ich hörte davon und machte auch mit von diesem Rechte Gebrauch. Die folgenden Landtage fanden eine besondere Damen-Galerie eingerichtet – aber sie war immer sehr leer, und es hieß auch, die Frauen, die sie besuchten, wollten Aufsehen machen, teils in der trivialsten Bedeutung, um gesehen zu werden, teils, um für besonders gelehrt, emanzipiert und was weiß ich alles zu gelten. Die wenigen, ihres guten Rechtes und ihrer reinen Absicht sich bewußt, ließen sich aber nicht abschrecken, und so folgte allmählich eine der andern nach. Jetzt sind die Damen-Galerien überfüllt, und man ist, Gott sei Dank! endlich so weit gekommen, die Pedanterie jener früheren Jahre (es sind aber kaum 4–6 seitdem vergangen) höchst lächerlich und kindisch zu finden, was aber von vielen zugleich geschieht, kann nicht in solcher Weise verdächtigt werden. Die in Masse isolierten Frauen brauchten daher nur in Masse ihre Isolierung aufzugeben, so hätten sie nicht einmal ein Wort der Verwunderung, geschweige denn jene lächerlichen Beschuldigungen zu befürchten. Wo die Ausnahmen sich ver Hundertfachen, werden sie gern schnell zur Regel, die sich jedermann gefallen läßt, auch wenn er früher über die Ausnahmen Zeter schrie.

Es ist unser lebhaftester Wunsch, diese Isolierten zum Aufgeben ihrer exklusiven Stellung zu vermögen, diejenigen aber, die von den Verhältnissen darin zurückgehalten werden, sollen uns immer wer te Bundesgenossen sein. Mögen sie in der Stille fortwirken im Kreis der Familie, als Lehrerinnen oder wo sie sonst für die heilige Sache der Demokratie tätig zu sein vermögen; – wir werden ihren guten Willen, auch wenn er in klöstliche Schleier sich hüllt, darum nicht weniger hochachten.

206

207

L.O.



### III. Die Frivolen oder Unsittlichen

Die Frivolen oder Unsittlichen möchten teils die Demokratie zum Deckmantel eines wüsten Lebens brauchen, teils meinen sie sogar zu solchem Leben als Demokratinnen berechtigt zu sein.

[...]

Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, wohl aber ist er's, darauf hinzuweisen, daß, weil der Kampf der Demokratie, d.i. der Kampf für die allgemeine Volkswohlfahrt, für die neue sittliche Weltordnung – die Sittlichkeit hoch über die Sitte stellt und diese von jener abhängig machen will, statt daß es jetzt so vielfach umgekehrt der Fall ist: so finden die Frivolen darin einen passenden Vorwand, jede Sitte, die ihnen einigermaßen unbequem ist, beiseite zu setzen und zu tun, was ihnen eben beliebt, ohne wie es die wahre Demokratie verlangt, nach dem Richterspruch höherer Sittlichkeit zu fragen. Diese Unsittlichen finden wir freilich auch bei allen Ständen und bei allen Parteien, so gut wie die Forcierten, aber während das Laster, z.B. bei einer ultramontanen Aristokratin noch den eleganten Schein eines gewissen äußern Anstandes bewahrt, tritt eben diesen gerade die frivole Demokratin absichtlich mit Füßen und ist noch imstande, mit ihrer Gemeinheit zu prunken und einer schamlosen Handlung noch einen schamlosen Scherz hinzuzufügen. Freiheit mit Frechheit zu verwechseln war immer die Art innerlich gemeiner Naturen, mögen dieselben nun in einer Mannes- oder Weibesbrust wohnen.

[...]

L.O. 210

### IV. Die Enthusiasmierten oder Begeisterten

Beginnen wir mit den Worten Dokt. *Jungs*, welcher mit diesen in seinen Vorlesungen über Frauen die Enthusiasmierten bespricht: [...]

211

»Der Enthusiasmus der jetzigen Zeit hat darin einen Vorzug vor dem einer früheren, daß er die bloße Sentimentalität überwunden und mit dem Gemüt zugleich den Verstand in sich kultiviert hat, was jetzt namentlich bei Frauen, mehr als zu einer andern Zeit hervortritt.«

Das Gottesreich zu erkennen und es suchen immer weiter auszubreiten – das ist der Lebenszweck aller echten Demokratinnen – er macht sie zu den Begeisterten, den Enthusiasmierten, welche wir schildern wollen.

[...]

Der enthusiasmierten Demokratie ist die Demokratie »Religion«.  
[...]

Die Demokratie trachtet nach der Verwirklichung des Reiches Gottes auf *Erden*.

Darum wird jede begeisterte Demokratin alles daran setzen, was in ihren Kräften steht, um beizutragen, daß dieses erhabene Ziel näher gerückt und die Erreichung desselben beschleunigt werde.

Die Enthusiasmierte stellt diese Bestrebungen über alle andern und gibt ihnen so viel Aufopferung, als nur von ihr gefordert wird. Sie scheut keinen öffentlichen Schritt, wo die Verhältnisse ihn gebieten und sie durch denselben die Zwecke der Demokratie fördern kann – sie tut ihn, unbekümmert um das, »was die Leute dazu sagen«, wie diese nun einmal sind; sie scheut das öffentliche Urteil nicht, im Bewußtsein, das Rechte und Notwendige zu tun, aber sie fordert es auch nicht heraus. [...]

Die Enthusiasmierte wird sich nicht abhalten lassen, an einem demokratischen Verein teilzunehmen, als dessen Mitglieder man ihr die anrühmlichen Namen einiger Forcierten oder Frivolen nennt – im Gegenteil wird sie gerade deshalb hingehen, um durch ihren achtungswerten Namen wie ihr edles Streben den besseren Elementen in einem solchen Verein die Oberhand zu verschaffen.

[...] Man hatte vorher viel geschwätzt von der Zivilisation des Jahrhunderts, welche blutige Schandtaten, wie jene Zeiten sie sahen, nicht mehr würde aufkommen lassen – diese und andere Redensarten haben sich als irrig erwiesen, die blutigen Schandtaten, von denen wir bisher nur in Chroniken lasen, sind unter unser aller Augen geschehen. Noch aber will es scheinen, als habe die Zivilisation doch einen Fortschritt gemacht: man hat bisher noch keine Frauen ermordet – wo sie nicht von absichtslosen Kugeln im Straßenkampf gefallen sind. Man hat einige gefangengenommen und andere ausgepeitscht, aber ihre Zahl ist doch nur gering, den Gefangennahmen und Ermordungen gegenüber, welche man so massenhaft an den Männern vollzogen hat. Wohl möglich, daß dies auch noch kommt, denn von dem Fanatismus, der Rachgier ist alles zu erwarten, und wie entsetzlich das jetzige Jahr auch sein mag – vielleicht ist es nur ein kleines Vorspiel, und die folgenden Jahre bringen das Drama, bringen die blutige Ernte der blutigen Saat. Man muß den Mut haben, sich mit solchen Vorstellungen vertraut zu machen, damit die Zukunft uns nicht unvorbereitet trifft. – Die Enthusiasmierten werden in solcher Zeit so wenig von ihrer Begeisterung einbüßen, wie dies bei ihren Vorgängerinnen vor

Jahrhunderten und Jahrtausenden der Fall war. Im Gegenteil: die Menschen wachsen mit den Zeiten, nur in großen Zeiten entwickeln sich die großen Menschen. Es ist in der Tat wohl auch nicht schwerer, für seine Überzeugung zu sterben, als unter Hohn, Schmach und Jammer für sie zu leben. Dies letztere ist jetzt das Los der Demokratinnen. [...]

*L.O.* 212

## Bücherschau

*Volkstaschenbuch für 1850.* Mit Beiträgen von Eichholz, Runge, Moneke, Walesrode, Wiesner, Zeise und anderen. Herausgegeben von W. Lüders. Altona 1850. Adolph Lehmkuhl.

Indem wir das Taschenbuch der allgemeinsten Beachtung empfehlen – daß es deren wert ist, dafür sprechen schon die oben angeführten Namen der Mitarbeiter – , haben wir es hier speziell nur mit der Kritik derjenigen Artikel zu tun, welche sich speziell auf die *Stellung der Frauen* beziehen. Es ist überhaupt erfreulich und verdient von unserer Seite Anerkennung, daß über dieses Thema, und zwar von Männern behandelt, mehrere Aufsätze im vorliegenden Taschenbuch sich finden, während man sonst so selten diese wichtigsten Lebensfragen, die zunächst das weibliche Geschlecht berühren, in dem Kreis der öffentlichen Debatte antrifft. Über den vortrefflichen Aufsatz von W. Lüders, »Die Zivilehe«, haben wir hier nichts weiter zu sagen, da wir bereits in einer frühern Nr. einen großen Auszug aus demselben mitgeteilt haben. Wir haben es dagegen mit zwei andern Aufsätzen zu tun, »*Die gesellschaftliche Stellung der Frauen*« von Eichholz und »*Die Haus-, Familien- und Schul- Despotie*«. In kurzen Umrissen schildert im ersten Aufsatz Eichholz die Stellung der Frauen bei den asiatischen Völkern, den Griechen, Römern und den alten Deutschen. Hier heißt es: »Die alten Deutschen traten mit den freiesten republikanischen Staatsformen in die Geschichte ein. Schon daraus, wenn wir es sonst nicht wüßten, wären wir zu der Annahme berechtigt, daß die Frauen ihnen nicht Sklavinnen waren.« Mit der Einführung des Christentums und dessen späterem Marien-Kultus begann der »Frauendienst« der Männer: »jedenfalls hatten die Frauen dadurch eine Anerkennung ihrer menschlichen Würde und Berechtigung gewonnen, die nie wieder ganz verloren gehen konnte. Die Männer haben diese Anerkennung auch fort und fort erneuert durch die *Galanterie*.« Unter der absoluten Monarchie war aber der Mann auch wieder der absolute Despot des Hauses geworden und die Frau seine erste Dienerin. Die Galanterie in der Gesellschaft in der Gegenwart anderer usw. zu versäumen galt aber für Rohheit, und so ward sie beibehalten – als Lüge und Heuchelei, und hat so nur die Entsittlichung gefördert. »Zu dieser Überzeugung ist unsere Zeit gelangt. Deshalb schwindet die Galanterie immer mehr: der Mann, der eine Frau wahrhaft

achtet, ihre menschliche Würde anerkennt, will nicht mehr den heuchlerischen Schein annehmen, daß er sie als seine Herrin verehere; da er sie nur als die gleichberechtigte Genossin seines Lebens betrachten kann.« In diesem Teil des Aufsatzes sind wir mit dem Verfasser vollkommen einverstanden, in demjenigen, welcher mehr von der Berechtigung der Frauen in Zukunft spricht, sind wir es nicht mehr. Nicht als ob wir die Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Anlagen in Gemüt und Geist leugnen wollten, auch hier stimmen wir dem Verfasser meist bei, aber wir müssen uns doch dagegen verwahren: als könne und dürfe die Frau keine andere öffentliche Wirksamkeit und Tätigkeit beanspruchen als die der Kinder-Erziehung und als solle sie für das Allgemeine nur wirken durch den Mann ihrer Liebe, dem sie ihre Gefühle und Begeisterung einflöße, ihm aber die Tat überlassen, »die dann eben so die ihrige ist, wie die seinige.« Wir haben nichts dagegen, wenn es in einzelnen Fällen so ist, aber wir erklären uns entschieden gegen diese oktroyierte Unselbständigkeit der Frauen, gegen dieses ewige Vorpredigen: sie sollten nur *indirekt*, aber nie *direkt* fürs große Ganze wirken. Um dies letztere zu tun, brauchen die Frauen keiner öffentlichen und Staatsämter, die wir gar nicht für sie verlangen, sie brauchen nur – wie die Männer auch – *eine unabhängige Stellung* – aber zu jenem indirekten Wirken gehört *das Aufgeben ihrer Unabhängigkeit*. – In dem Aufsatz »*Die Demokratie und die Haus-, Familien- und Schul-Despotie*« heißt es: »Die radikale Demokratie erstrebt die Humanisierung unseres Staats- und gesellschaftlichen Lebens. Sie hat daher nicht nur gegen die von den Thronen ausgehende Tyrannei zu kämpfen, die Gewalt der gekrönten Despoten zu stürzen, sie muß auch die Schul-, Haus- und Familien-Despotie vernichten. Unsere ›liberalen Männer‹ sind als Hausherren häufig gar gewaltige Haus-Tyrannen, die keinen andern Willen anerkennen als den ihrigen und daheim in ihren vier Pfählen mit unumschränkter Gewalt herrisch gebieten, die Frau und übrigen Hausgenossen als untergeordnete Wesen behandeln.« Wie viele unserer Leserinnen werden hier nicht aus eigener Erfahrung vielleicht seufzend einstimmen? Sie mögen solchen »liberalen Männern« sagen, daß sie sehr schlechte Demokraten sind, – aber sie mögen sich selbst auch noch etwas aus dem Aufsatz zu Herzen nehmen, damit man nicht sie auch sehr schlechte Demokratinnen nennen müsse: Im demokratischen Humanitätsstaat wird auch nicht mehr, wie jetzt noch so häufig, die Hausfrau in Gemeinschaft mit ihren Kindern, die unglückliche Klasse von Menschen, die zum Dienen gezwungen ist, tyrannisieren und als eine

ausgestoßene Pariakaste behandeln. Die Haus-Sklaven der modernen Zivilisation, besonders die Mädchen, dürfen gar keinen eigenen Willen haben. Häufig brutal und mit Geringschätzung behandelt, dienen sie für kümmerlichen Lohn; selten wird ihnen ein freundliches Wort, und dennoch verlangt man von ihnen Treue, Hingebung, Aufopferung für die »Herrschaft!«

# Über Robert Blum

## Aus meinem Leben, zur Berichtigung Fanny Lewalds

*Fanny Lewald* hat in ihren »Erinnerungen von 1848« in einem Brief aus Frankfurt vom 17. Okt. eine Charakteristik Robert Blums gegeben, die so durchaus falsch ist und mich so widerwärtig berührte, daß ich nicht umhin kann, sie hier zu berichtigen. Nicht in Verleumdungen R. Blums oder in Schilderungen, die von der Gegenpartei ausgehen, deren Gehässigkeit man kennen und längst verachten gelernt hat, würde ich Veranlassung zu diesem Artikel finden – ich finde sie eben darin, daß F. Lewald Demokratin zu sein scheint – (mit Gewißheit weiß man das leider bei den meisten unserer belletristischen Schriftstellerinnen nicht zu sagen!) – und daß sie eine unserer anerkanntesten Schriftstellerinnen ist, vielleicht eine Autorität für manche unserer Leserinnen, die gewiß, wie ich selbst, immer gern von ihr gelesen haben. Sie urteilt nun über R. Blum nur nach einem flüchtigen Eindruck und nach dem, was ihr vielleicht seine Feinde oder Neider, es brauchten darum noch keine politischen Gegner zu sein, von ihm gesagt haben. So darf ich wohl unsere Leserinnen bitten, ihr weniger zu glauben als mir, da ich so glücklich war, mit ihm in freundschaftlichem Verkehr zu leben.

[...]

Gebildete Damen, die in einem bestimmten Kreis zu leben pflegen, finden das Edle und Große nur dann heraus, wenn es in einer nicht nur ästhetischen, sondern auch geglätteten Form vor ihnen erscheint, die es eben salonfähig macht; an der einfachen volkstümlichen Urkraft, die jene Glätte sich weder aneignen konnte noch wollte, scheitert ihre Beobachtungsgabe, weil sie von vornherein sich dadurch abgestoßen findet. So ist es hier der Lewald ergangen. Fröbel hatte eine feinere Außenseite, bei aller Einfachheit des Republikaners, als Blum; diesen wird auch niemand einer Rohheit oder Gemeinheit zeihen können, aber er verleugnete niemals seine Abstammung vom Proletariat in seiner unverfälschten Naturwüchsigkeit – und hierin lag ein Teil seiner Popularität und seiner ungeheuern Macht über die Massen. Wer das Volk wahrhaft liebt und kennt, dem mußte auch der Volksmann Blum liebenswert erscheinen.

Ich habe sie gesehen, diese Macht, als ich ihn zuerst sah und sprechen hörte, in jenen vormärzlichen Volksversammlungen im August 1845 im

Leipziger Schützenhaus, wo die empörten Massen Rache schrien über eine Tat – die Schützen hatten bei einem nächtlichen Tumult 7 Leichen gemacht –, die damals als ein unerhörter Frevel erschien und deren Andenken erst durch die Ströme Bürger-Blut, die später überall geflossen sind und noch heute fließen, da und dort weggespült worden. Damals, als diese klangvolle Stimme den Aufgeregten zurief: »Verlasset den Boden des Gesetzes nicht!« und die, welche nach *Rache* schrien, überredete, nur Forderungen der Sühne zu stellen – damals zeigte es sich, wie wenig er eine »grausame Natur« sei, wie wenig »Dämonisches« in ihm war, sondern wie er allein durch seine Besonnenheit mitten in der Begeisterung und durch das Schlagende seiner Worte und Gründe allerdings eine Art von Zauber auch auf die aufgeregtesten Massen ausübte, wie keiner vor und nach ihm vermocht hat. Damals ward Blum der Held des Tages, und selbst die geldstolze Bourgeoisie Leipzigs, die bis dahin nur verächtlich gelächelt hatte über den deutschkatholischen Theater-Sekretär, brachte ihm ihre Huldigungen dar. – Ich lebte damals 2 Monate in Gohlis bei Leipzig. Ich war mit dem Entschluß hingegangen, auch Blums zu besuchen – jetzt, als sich alles zu ihm drängte, ließ es meine Bescheidenheit nicht zu. Ich schrieb zwar damals schon in den unter seiner Leitung stehenden »Vaterlandsblättern« über das Thema »Die Teilnahme der Frauen am Staatsleben ist eine Pflicht«, aber ich hatte doch nur erst in den 2 Jahren, seit ich schrieb, so geringes geleistet, daß es mir jetzt wie Anmaßung erschien, mich zu den »Helden des Tags« zu drängen. Wohl hatten mich viele gesinnungsverwandte Schriftsteller aufgesucht, aber ich selbst hatte nirgends gewagt, den ersten Schritt dazu zu tun, ich habe es immer bis zur Ängstlichkeit vermieden, mich berühmten Personen zuerst zu nähern. – So kam es, daß ich abreiste, ohne Blum gesehen zu haben. Im Frühjahr darauf schrieb er an mich und lud mich ein, zu einem Oppositionsfest nach Leipzig zu kommen – ich konnte nicht, aber es war einer meiner glücklichsten Tage, da ich diesen Brief erhielt. Wir kamen nun in Briefwechsel, zu dem vorzüglich die konstitutionelle Staatsbürger-Zeitung und sein Volkstaschenbuch, an dem er mich zur Mitarbeit aufforderte, Veranlassung gab. Ich wußte nun, daß meine Bestrebungen nach seinem Sinne waren, ja, daß er etwas auf mich hielt, und ich kann nicht sagen, wie tröstlich und erhebend mir dies Bewußtsein war, da ich damals schon viele Anfeindungen erfuhr und nebenbei noch oft nahe genug daran war, an mir selbst zu verzweifeln. –



Im Mai 1847 zog ich für die ganze Sommer-Saison nach Gohlis. Als ich Blums besuchen wollte, fand ich ihn nicht zu Hause – man sagte mir, daß er am andern Tag auf ein paar Wochen verreise und daß ich zu ihm in die Theater-Expedition gehen solle. Als ich diese im Theater erfragt, öffnete man mir, ohne mich anzumelden, eine Tür – und ich stand R. Blum gegenüber. Er nickte grüßend mit dem Kopfe und fragte, ohne aufzustehen: »Was steht zu Dienst?« Ich wollte schon verlegen werden über diesen Empfang und sagte meinen Namen. Ich werde es nie vergessen, wie anders plötzlich sein Gesicht ward, wie er aufsprang, mir die Hände schüttelte und mich herzlich willkommen hieß. »Ja so«, sagte er nach einer Weile, sich besinnend, »wir waren ja zuletzt im Krieg miteinander, aber auch das hat mich gefreut: die Sache gilt uns mehr als die Personen, und wir scheuen für unsere Überzeugung weder Freund noch Feind.« Ich antwortete ihm, daß ich deshalb auch den Widerspruch gewagt und daß wir so beide einander mehr vertrauen könnten, als wenn er mich geschont und ich mich seiner Autorität gebeugt hätte. – Der »Krieg« war in der »Staatsbürger-Zeitung« geführt worden. Blum hatte mein »Schloß und Fabrik« darin sehr ehrend besprochen, zuletzt aber hinzugefügt: es sei eine Sünde wider das Prinzip, daß ich das Buch nicht habe 20 Bogen frei erscheinen lassen. Nun war das Buch schon deshalb konfisziert gewesen, und ich hatte seine Freigabe nur erlangt, nachdem ich mich zur Umänderung und Umdruckung einiger Stellen im 2. und 3. Band entschlossen. – Die Zensur gestattete mir aber nicht diese Tatsache zu veröffentlichen (es waren schöne Zeiten!), und mir blieb nichts übrig, als mich gegen Blums Beschuldigung »einer Sünde wider das Prinzip« damit zu verteidigen, daß ein Roman doch nur auf ein größeres Publikum wirken könne, wenn er nicht konfisziert sei, und daß ich dieser Wirkung in weiteren Kreisen einige stärkere Stellen geglaubt hätte gerade dem Prinzip: Wirkung auf die Massen, zum Opfer bringen zu müssen. – Von da an war ich viel mit Blum zusammen. [...]

260

L.O. 261

## Zur Ermutigung

Und mögt ihr mich verfolgen und verdammen  
Und wollt ihr meines Herzens Schwüre nicht,  
Weil ich nur eine schwache Jungfrau bin:  
Nicht löschen könnt ihr der Begeist' rung Flammen,  
Könnt sie nur schmähen – aber dämpfen nicht.  
Und wenn mein Herz im heißen Kampfe bricht,  
So bricht's mit Luthers Worten einst zusammen.  
*»Gott helfe mir! doch anders konnt' ich nicht!«*

So rief ich 1847, als es noch sehr still in der Welt war und ich nicht wußte, ob ich nicht allein stehe mit meiner Begeisterung und meinen Bestrebungen, »zum großen Bau der Zeiten« – wie unser Schiller sagt – auch selbst »Sandkorn um Sandkorn« zu tragen – und ich wiederhole es heute nicht für mich allein, sondern im Namen Tausender von Frauen und Jungfrauen, von denen ich jetzt weiß, daß sie das gleiche Verlangen in sich tragen und demgemäß handeln.

290 Es ist hier nicht der Ort, es zu wiederholen, wie seit 48 unzählige Frauen es bereits durch Wort und Tat bewiesen haben, daß sie begeistert sind für das Wohl der Menschheit und Mitarbeiterinnen der Männer, die dafür tätig. Diese Zeitung selbst hat in jeder ihrer Nrn. davon Zeugnis gegeben – und sie bestände gar nicht, wenn es nicht so wäre. Ich wiederhole nicht, was in jeder Nr. zu lesen. Das Gefühl, die Sehnsucht, auch mitzuwirken an der großen Arbeit des Jahrhunderts und bessere, menschlichere Zustände mit heraufführen zu helfen, dafür sich zu mühen im kleinen Kreis oder im großen, je nachdem er erreichbar – lebt in tausend Frauen-Herzen, und immer ruft es eines dem andern jubelnd zu: »Ich habe erkannt, was uns fehlt, was wir brauchen, ich habe es lange schon gefühlt, daß auch wir Frauen den Blick auf das Allgemeine richten und aus unserer Gesondertheit heraustreten müssen, daß wir andere, höhere Pflichten haben, als allein diejenigen, die man bisher ›weibliche‹ nannte – daß wir nicht nur Frauen sind, sondern Menschen; aber ich schwieg, weil ich meinte, allein zu stehen mit meiner Sehnsucht – und vielleicht war sie darum doch ein Irrtum; aber jetzt weiß ich: Du fühlst wie ich, und Hunderte fühlen wie wir – darum dürfen wir getrost diesem Gefühl uns überlassen und diese Sehnsucht zu befriedigen streben.«

Und wenn es nun so ist, wenn Tausende so empfinden und sprechen, wie kommt es dann, daß im Verhältnis zu diesen immer nur so wenige auch danach handeln? Hören wir die aufrichtige Antwort: es fehlt ihnen nicht an Erkenntnis, auch nicht an jener hochfliegenden Empfindung, der man gewöhnlich den Namen Begeisterung gibt, die in bewegten Augenblicken sich wie ein Sturmwind emporschwingt, aber im nächsten schon mit gebrochenen Flügeln am Boden kriecht, statt wie die Taube ruhig und sicher auch über der tobenden Sündflut zu schweben. Es fehlt ihnen an jener allein echten und rechten Begeisterung heiliger Überzeugung und innern Müssens, die einzig standzuhalten vermag im Kampf mit der Welt, mit all den Gefahren, die da ihrer warten, an der Begeisterung, die freudig jedes Opfer bringt – ja, die wie die Liebe kaum eines *kennt*.

Seien wir uns vollkommen klar darüber: die Frau, die für das Allgemeine im öffentlichen Leben wirkt, die durch ihr Wirken in weiten Kreisen bekannt und genannt wird, muß ungleich *mehr* Mut dazu mitbringen als der Mann, und wo es ihm leicht ist, sich Lorbeeren zu pflücken, oder wo er im schlimmsten Fall die geheiligte Domenkrone des Märtyrers auf stolz emporgehobenem Haupte trägt – hängen an ihre Füße sich giftige Schlingpflanzen und Dornen, und man flicht ihr nicht einmal aus diesen eine Krone, sondern sie drückt sie sich selbst einsam und ungesehen in das weiche, hochschlagende Herz, – und die Welt weiß kaum, was sie für sie leidet. [...]

Wer auf seinem Lebensweg Schritte getan hat, die über die beschränkende Schwelle des Hauses hinaus in das öffentliche Leben führen – fällt auch der öffentlichen Beurteilung anheim. Nun, ihr kennt sie ja, diese tausendköpfige Hydra, die man da nennt: *öffentliches Urteil*. [...]

Und nun stellt euch als schüchterne und zartfühlende Frauen einer Partei gegenüber, die mit Verdächtigungen und Verleumdungen, Schimpfen und Spotten sich auf euch wirft und all diese schlechten Waffen nicht in Blut, sondern in Schmutz getaucht und an dem rastlosen Schleifstein der Gemeinheit geschärft hat. [...]

Mit der Gemeinheit kämpfen wie mit der Dummheit Götter selbst vergebens, und keine Frau, die ihrer weiblichen Würde sich bewußt ist, wird jemals diesen Kampf versuchen wollen. Die Gemeinheit findet uns wehr- und waffenlos – das würde einen ehrlichen Gegner zum Rückzug nötigen, aber die Frechen macht es nur noch frecher; wo nichts dabei zu wagen ist, da sind sie ja am liebsten, und die Verachtung aller Bessern ist

291 für die, welche längst für alles Edle abgestumpft sind, ja keine Strafe und kein Mittel sie zurückzuschrecken, sondern nur ein neuer Spaß.

Sollen wir uns wundern, wenn vor solchen Waffen unserer Gegner Tausende von Frauen schon zurückbeben, lieber in ihrer Zurückgezogenheit bleiben oder wieder in dieselbe flüchten, wenn sie jene giftigen Dolche auf sich gezückt sahen? Und wenn sie auch selbst in sich Kraft und Reinheit genug fühlen, ihnen zu trotzen – da sind Eltern, Verwandte und Freunde, die mit ihrer Furcht sie anstecken, sie bitten, nicht dieser Gefahr sich auszusetzen, oder wenn das nicht hilft, zu den Gemeinheiten jener Gegner noch die eignen Vorwürfe häufen, und jene Lügen zwar nicht glauben, jene Witze nicht billigen – aber die Schuld, daß dies ausgesprochen werden konnte, doch auf die Betroffene wälzen.

Das ist jenes stille Märtyrertum der heutigen Demokratinnen, von dem die Welt nichts weiß und das die Männer in seiner ganzen Größe nicht begreifen können. –

Aber *es ist ein Märtyrertum* – in diesen Worten liegt auch die Kraft, es zu ertragen. Wofür die Männer kämpfen und streben und alles aufopfern – dafür können auch die Frauen erdulden, was nur Frauen auferlegt werden kann.

Laßt nur eure Begeisterung jene Taube sein, die *über* der tobenden Sündflut schwebt – und die züngelnden, schlammigen Wellen tun euch nichts. –

Das beste Mittel aber, uns und euch alle mit gegen diese Angriffe der Gemeinheit zu schützen, ist: daß ihr alle, die ihr Demokratinnen seid, am Wirken für das Allgemeine euch beteiligt: denn nur was *einzelne* tun, ist dem Spotte preisgegeben, wenn aber viel Tausende dasselbe tun, so hören die Ausnahmen auf, und es wird Regel und Brauch daraus. Das ist der große Schild, der all jene giftigen Pfeile so sehr zu Schanden macht, daß alsbald niemand mehr die Lust hat, sie abzudrücken.

292

L.O.

## Bücherschau

*Geschichte der Frauen* von G. Jung, ehemal. Abgeordneter für Berlin zur preuß. National-Versammlung. *Erster Theil*: Geschichte der Unterdrückung der Frauen und ihrer allmählichen Selbstbefreiung bis zur Erscheinung des Christentums. – Frankfurt am Main. Literarische Anstalt. 1850.

Im ersten Kapitel, das Vorrede und Widmung zugleich ist, sagt der Verfasser: »Wenn ich es hier versuche, dir, hohes Frauenbild, mit den ewig reinen Zügen die Unterdrückung, das Leiden deines Geschlechts von Anfang der Geschichte bis auf den heutigen Tag zu Füßen zu legen, wenn ich deiner selbstgewissen Ruhe nahe mit dem Klageschrei jener Menschenhälfte, die stets ein Opfer der andern war oder, noch schlimmer, das Gemälde jener Apathie enthülle, die in der Sklaverei ihren natürlichen Zustand findet, so werde ich dir nicht die Beleidigung antun, aus sogenanntem Zartgefühl die scharfen Konturen des Bildes zu verwischen. – Jede Schmach, jede Entwürdigung, die die Frau erlitten, schlage an dein starkes Herz und rege es zur Empörung auf; ich wenigstens werde mich nicht der Mißachtung schuldig machen, die Frau noch für so schwach zu halten, daß sie die volle Wahrheit der Geschichte nicht vertragen könne. – Ich werde kein Buch für Frauen in dem gewöhnlichen Sinne eines hagestolzen Schulmeisters schreiben, der nichts mehr fürchtet, als daß seine Schülerinnen zu tief in die Geheimnisse der Natur und Geschichte schauen möchten. Im Gegenteil, es schwinde dir gegenüber selbst jede philosophische Allgemeinheit, jede Umhüllung der Heuchelei oder des mangelnden Verständnisses, deren man sich unter Männern noch bedient.«

304

Wir schicken diese Stelle voraus, damit die Leserinnen gleich wissen, was sie von dem Buch zu erwarten haben – für diejenigen unter ihnen, »welche die Wahrheit der Geschichte und der Natur nicht vertragen können«, ist es nicht geschrieben, und ihnen will ich es auch nicht empfehlen.

Einen Überblick über diesen Band werden wir zuvörderst durch die Überschrift der einzelnen Kapitel finden: 2. Das Mädchen. – 3. Die Ehe. – 4. Das Weib in der Geschichte. – 5. Das Weib hat sich selbst befreit. – *Die Frau bei den Wilden*. – 6. Die niedere Natur des Weibes. – 7. Die Unreinheit der Frau. – 8. Die Frau Eigentum des Mannes. – 9. Polygamie und Polyandrie. – 10. Die Frau erhält einen Wert. – *Die Frauen im alten*

*Israel.* – 11. Die Frauen der Patriarchen. – 12. Das Weib nach Moses Gesetz. – 13. Die spätere Zeit. – *Griechen.* – 14. Der Staat. – 15. Das Weibliche dem Griechen verhaßt. – 16. Die Bürgerin. – 17. Die Ehe. – 18. Die Hetäre. – 19. Was die Frau bei dem griechischen Dichter gilt. – 20. Die Knabenliebe. – *Die Römer.* – 21. Die Macht der römischen Familie. – 22. Das römische Recht. – 23. Der Einfluß des Christentums auf die Vollendung des römischen Rechts. – 24. Einfluß der römischen Frauen. – 25. Das entfesselte Weib. – 26. Lucretia. Cornelia. Messalina. – *Christentum.* – 27. Die das Christentum vorbereitende Philosophie. – 28. Die Evangelien und die Apostel. – 29. Die Kirchenväter. – 30. Was gewann die Frau beim Christentum? –

Von der größten Bedeutung sowohl als gewiß von den erfreulichsten Folgen ist es für uns Frauen, wenn solche Männer als unsere Anwälte auftreten, die, wie *Jung*, längst anerkannt sind als beharrliche Teilnehmer an der revolutionären Arbeit dieser Zeit – denn wir haben es oft schon bemerken und aussprechen müssen: wie viele, die als Demokraten gelten, doch dann, wenn die Gleichberechtigung der Frauen in Frage kommt, sich als arge Reaktionäre und Orthodoxe erweisen. Somit sind wir *Jung* für das Buch zu lebhaftestem Dank verpflichtet. Erschüttert stehen wir vor diesen Gemälden weiblicher Erniedrigung, die mit so fester Hand entworfen sind – und vor denen wir, an der Beleidigung, die bei diesem Anblick schon unsere edelsten und heiligsten Gefühle empfinden, ermessen können, wie dieselben, da jene Gemälde Wirklichkeit waren, in unseren mißachteten Schwestern ertötet sein mußten. – Aufklärend für viele, die für die Würde der Frauen in Griechenland und Rom schwärmen, sind die hierher gehörenden Schilderungen. »Wie verschwinden alle die glänzenden Tugenden der Alten, wenn man sie nicht durch die Brille deutscher Professoren ansieht!« – Wie der Verfasser auf das Christentum kommt, zeigte er sich befangen von der Sucht der Feuerbachschen Schule, dasselbe herabzuwürdigen und seinen humanisierenden Einfluß zu leugnen – ein Punkt, in dem wir und wohl viele mit uns, wenn ihnen auch das Christentum nichts anderes ist als eine Stufe welthistorischer Entwicklung, nicht mit ihm übereinstimmen können. In allem andern ist der moderne Standpunkt des Verfassers der unsrige, und wir erwarten gespannt den 2. Teil des Werkes, über den wir dann gleichfalls berichten werden. *L.O.*

## Der bewaffnete Friede

Der Ruf: »Zu den Waffen!« hat unser Vaterland – wir meinen Deutschland – erschüttert. Wir hörten verwundert diesen Ruf, der so plötzlich ertönte, denn, in Wahrheit, diese sogenannten Welthändler unserer Herbstzeit haben uns sehr wenig interessiert. Wir haben keine Lust gehabt, alle diese Noten hin- und herüber zu lesen, wir haben kein Gewicht gelegt auf die leitenden Artikel jener langweiligen Journale, die man als »gut unterrichtete«, wo nicht gar als Regierungsorgane anzusehen gewohnt ist. Wir Frauen in der Mehrheit, wir müssen es eingestehen, haben dies mit dem gewöhnlichen Bürger und Bauer gemein, daß wir ungerne Zeitungen lesen, die uns keine Tatsachen berichten, sondern nur diplomatische Verhandlungen, Noten, Landtagsreden usw., lauter Dinge, von denen es mehr als zweifelhaft ist, ob sie überhaupt *einen* Erfolg haben, daß man nicht einmal erst noch klügelnd fragt: *welchen?* – So hörten wir verwundert das erste Kriegssignal, auf das wir gar nicht vorbereitet waren – griffen hastig nach den Zeitungen, um uns darin nach dem Feind umzusehen – der noch nicht vor den Toren stand. Die Union rüstet wider den Bundestag, Preußen wider Österreich, Bayern, Sachsen und umgekehrt – so erklärten uns die Zeitungen; in unsere Sprache aber übersetzt, heißt es: Deutschland rüstet wider Deutschland – und wir wendeten uns erschüttert ab.

313

Doch nur einen Augenblick! Wir hatten den Mut, den Dingen näher ins Gesicht zu sehen, und wie immer erholten wir uns auch diesmal von dem leeren Schrecken. Wir haben nie daran geglaubt, daß es Preußens Regierung Ernst sei, die Sympathien ihres Volkes, oder wenigstens der konstitutionellen Partei desselben, sich erwerben zu wollen – wir konnten also auch jetzt nicht die Hoffnungen der Gothaner und Genossen teilen, daß Preußen sich rüste, zugunsten des Konstitutionalismus das Schwert zu ziehen, wir trauten ihr zwar keine persönlichen Sympathien zu für jenen »Fälscher von Greifswalde«, aber noch weniger für die verfassungstreuen Hessen – wir wußten, daß Preußen nicht rüsten werde für irgendein Recht des deutschen Volkes – denn es hat sie hundertfach mit Füßen getreten, sondern nur für die Rechte seiner Krone – für seine Oberhoheitsrechte über deutsche Fürsten und Stämme; die es sich durch die »Union« unter einer gefälligen Form bereits glaubte erworben zu haben. Wir teilten und teilen also die Sympathien der Konstitutionellen par excellence für Preußen

nicht – daß wir aber keine Sympathien für Österreich haben, brauchen wir wohl nicht erst auseinanderzusetzen. Wir haben nur auch keine Furcht vor Österreich. Wollte Österreich es wagen, seine Regimenter aus Ungarn und Italien zu ziehen – es würde sie dort nur zu bald wieder hinsenden müssen und vielleicht kämen sie »zu spät«. Sollte in Deutschland auf fürstliches Geheiß ein Bruderkampf entbrennen – so möchte schwerlich dabei für die Fürsten etwas zu gewinnen – sondern eher zu verlieren sein. – In der badnischen Kammer sprach man mit Ängstlichkeit von dem Abzug der Preußen »aus dem lauen, etwas beruhigten Lande« und nannte das »zu früh«. Das ist *ein* Beispiel. –

Und so sind denn auch, wie wir es vorausgesagt, die Aussichten für Deutschland wieder sehr friedlich geworden, Preußen wird nachgeben und die Fürsten werden samt Österreich im deutschen Bundestag sich vereinigen. Daß dem deutschen *Volk* diese Vereinigung auch den letzten Schimmer von Freiheit, dem letzten Rest seiner Rechte noch rauben wird – wer zweifelt daran? – Aber hat denn die Demokratie jetzt noch irgendwo gehofft, daß sie, ein leuchtender Phönix, ihre Schwingen eher wieder erheben können, bis sie vollends in ihr Grab gesunken und nichts mehr von ihr zu sehen war als rauchende Asche?

Wir sind also beruhigt. Es wird kein Krieg werden – es wird kein deutsches Blut fließen auf deutschen Fluren von deutschen Händen vergossen – aber man wird die Waffen auch nicht aus der Hand legen, bis man »Garantien« hat befriedigender Einigung. So trauert denn nicht, deutsche Mütter, Gattinnen, Schwestern – man wird eure Lieben nicht morden, wenn sie auch noch ein wenig »marschieren« müssen in der rauhen Jahreszeit, wenn sie auch noch vom häuslichen Herd und den gewohnten Beschäftigungen entfernt bleiben und ihr dafür die fremde Einquartierung pflegen und bezahlen müßt. –

Wir kommen einmal aus den halben Zuständen nicht heraus – »der bewaffnete Friede« ist eben auch nichts als ein halber Krieg und ein halber Friede.



## § 12. des Entwurfs eines Preßgesetzes für das Königreich

### Sachsen

Dieser § lautet wörtlich: »Die verantwortliche Redaktion einer Zeitschrift dürfen nur solche, im Königreich Sachsen wohnhafte *männliche* Personen übernehmen oder fortführen, welche die zur Stimmberechtigung bei den Landtagswahlen mit Ausnahme resp. der Ansässigkeit und des Zensus erforderlichen Eigenschaften besitzen. – Diejenigen Mitredakteure, welche zwar keine Verantwortung haben, aber in ihrer Eigenschaft als Mitredakteure auf der betreffenden Zeitschrift namentlich mit genannt werden sollen, müssen sich ebenfalls im Besitz dieser Eigenschaften befinden.«

Das ist einfach und verständlich.

Während in unzähligen Gesetzen im allgemeinen von »Personen« oder »Staatsangehörigen« oder gar »Untertanen« die Rede ist und es nun meist dem Brauch und Herkommen überlassen bleibt, ob darunter nur Männer zu verstehen sind oder auch Frauen mit, enthebt uns der vorstehende Paragraph jeder weiteren Frage; es ist hier ausdrücklich von »*männlichen* Personen« die Rede. Wir loben diese Bestimmtheit und wünschten nur, daß sie sich in allen anderen Gesetzen fände. Denn wir machen uns niemals Illusionen oder verschließen die Augen gegen den Anblick von Tatsachen. Wir wissen, daß die Gleichheit von Männern und Frauen vor dem Gesetz bis jetzt noch nicht existiert, was man auch davon fabeln möge, wir wissen, daß die Gesetze, welche im allgemeinen von »Staatsbürgern« handeln, höchst willkürliche Auslegungen finden in bezug auf die Staatsbürgerinnen, daß diese in dem einen Fall als solche anerkannt werden und mitzählen, im andern hingegen als gar nicht existierend betrachtet werden, und dies alles infolge einer schweigenden Übereinkunft. Ein einziges Beispiel für so Allbekanntes genügt. Wenn es in den Grundrechten hieß: »Jeder Staatsangehörige ist Wähler«, so waren mittelst einer schweigenden Übereinkunft hier unter dem Begriff »Staatsangehörige« die Frauen nicht mitverstanden, während in dem Satz: »Jeder Staatsangehörige ist steuerpflichtig«, die Frauen mit einbegriffen sind und bleiben.

Diese willkürlichen Auslegungen weiß der sächsische Preßgesetz-Entwurf von sich fern zu halten. Hier ist es mit Bestimmtheit gesagt, daß nur »*männliche Personen*« Redaktionen von Zeitschriften übernehmen und fortführen dürfen. Das ist mindestens deutlich.

Die Frauen sind somit von der Führung von Redaktionen ausgeschlossen, ja sie dürfen nicht einmal sich als unverantwortliche Nebenpersonen bei einer Redaktion mit beteiligen, wie das weiter in dem Paragraph klar ausgesprochen ist.

328

Diese neue Unmündigkeitserklärung der Frauen ist abgegeben worden von Gesetzgebern desselben Landes, in welchem fast zuerst in Deutschland vor nur beinahe zwanzig Jahren die Frauen als mündig erklärt worden sind, indem ein Gesetz die Geschlechts-Vormundschaft aufhob. Dies war ein Ruhm für Sachsens Regierung nicht minder als für die sächsischen Frauen – wer hätte gedacht, daß wir im Jahre 1850 das Gegenteil davon erleben müßten? – Damals war auf dem Landtag diese Mündigkeitserklärung der Frauen Gegenstand einer lebhaften und glorreichen Verhandlung, jene ziemlich zwanzig Jahr später, aber von einer nach *demselben* Wahlgesetz erwählten Versammlung erfolgte Unmündigkeitserklärung der Frauen ward schweigend angenommen und ausgesprochen, wie etwas, das sich von selbst versteht. Niemand hat nur ein Wort über die ganze Sache erhoben, sie ward abgetan, wie etwas, das gar nicht anders sein kann.

Oder wäre es keine Unmündigkeitserklärung, wenn man jetzt auf einmal nur Männern ein Recht zugesteht, welches von Frauen immer unangefochten geübt worden, wenn man den Frauen durch ein solches Gesetz sagt, daß sie nicht fähig oder würdig sind für einen Beruf, der ihnen bisher noch niemals und nirgends streitig gemacht worden ist?

Es ist hier weder Ort noch Zeit, sich über den vorliegenden Preßgesetz-Entwurf weiter auszusprechen – die ganze Strenge desselben konnten wir erwarten nach all den Erfahrungen, die wir in dem letzten Jahr gemacht, daß man aber wie in § 12. geschieht, bei so begrenzten Bestimmungen der Eigenschaften, die zu einem Redakteur und Mitredakteur erfordert werden, auch noch den besondern Unterschied von Männern und Frauen macht, hat uns in der Tat verwundert, und zwar ganz einfach nur deswegen, weil so etwas noch nicht dagewesen.

Sachsen, das die Geschlechtsvormundschaft zuerst abschaffte, ist der erste, vielleicht einzige Staat, welcher jetzt den Frauen ein Recht entzieht, das ihnen noch niemals verweigert ward. In den alten, vormärzlichen Zeiten, wo man Konzessionen brauchte zur Herausgabe einer Zeitschrift, redigierte Louise Marezoll zu Leipzig jahrelang den »Frauenspiegel«, während noch viel früher das Stuttgarter »Morgenblatt« – (und zwar, ehe es Wolfgang Menzel herunterbrachte –) unter weiblicher Redaktion war.

Der vielen andern Frauen nicht zu gedenken, welche noch in den letzten Jahren Zeitschriften redigierten, z.B. Luise Dittmar, Johanna Kinkel usw. – Daß man auf einmal den Frauen die *Fähigkeit* sollte absprechen wollen für etwas, das sie immer so geübt, daß diejenigen, die es anging, d.h. das Publikum, damit zufrieden waren – denn sonst hätten diese Blätter unter weiblicher Redaktion ja am Abonnenten-Mangel sterben müssen, so gut wie andere – das können wir kaum glauben – und in diesem Punkt sind wir beruhigt, denn die Bestimmungen über Redaktionen im vorliegenden Preßgesetz sind, wie neulich die »Grenzboten« ganz richtig nachgewiesen, der Art, daß ein gewöhnlicher Handwerker, der weiter nichts gelernt hat, als was sein Fach erheischt, denselben viel eher genügen kann, als ein Gelehrter, der alle Philosophen im Kopfe hat – es kommt alles nur auf die Zufälligkeiten der äußern Existenz an.

In gegenwärtiger Zeit stehen die Sachen so, daß die Entziehung eines bürgerlichen Rechtes noch keine Erniedrigung, noch kein Armutszeugnis ist – aber zu beklagen ist es immer.

Wenn das sächsische Preßgesetz den Frauen verbietet, Redaktionen zu führen und sich überhaupt dabei näher zu beteiligen, so wird mit diesem Rechte, das sie bisher besaßen, ihnen auch – wie fast mit jedem Rechte – noch ein »Recht auf Arbeit« mehr entzogen, womit es bei ihnen im Vergleich mit den Männern ohnehin schlecht genug steht – und wenn alle jene, welche in ihren Erwerbsinteressen durch das neue Preßgesetz gestört und gehemmt werden, sich darüber beklagen, wie z.B. die Kommissionsbuchhändler, die Buchdrucker, die Verleger von Provinzial-Blättern usw. getan, so haben wahrscheinlich die Frauen nicht viel weniger Grund dazu.

Jene Bestimmung des § 12., die »männlichen Personen« betreffend, ist allen so unerwartet gekommen, daß sie darüber fast von den meisten Lesern des Preßgesetz-Entwurfes ganz übersehen worden ist – man hat schnell darüber hinweggelesen und gar nicht gefühlt, welche Beleidigung und Zurücksetzung eines ganzen Geschlechts in dieser Bestimmung liegt. Erst den *Betroffenen* wird sie fühlbar werden. Die Betroffenen werden aber nicht nur die wenigen Frauen sein, die eine Redaktion führen oder führen möchten, sondern die vielen, Männer und Frauen, welche eine Zeitschrift lasen, die von keiner »männlichen Person« redigiert ward, und welche für die Rechte der Frauen mitkämpfend oder sie wenigstens selbst anerkennend nur erst plötzlich gewahr werden – wie sehr hinter ihren Träumen, Wünschen und Hoffnungen von allgemeinen Menschenrechten man in einem Staate zurück ist, in dem man solchen Tatsachen begegnet.

329

330

## Abschiedswort

Vor ziemlich zwei Jahren war es, als ich diese Zeitung gründete und im *Programm* derselben schrieb: »Die Geschichte aller Zeiten und die heutige ganz besonders lehrt: daß diejenigen auch vergessen wurden, welche an sich selbst zu denken vergaßen.«

»Wohlauf, meine Schwestern, vereinigt euch mit mir, damit wir nicht zurückbleiben, wo alle und alles um uns und neben uns vorwärts drängt und kämpft. Wir wollen auch unser Teil fordern und verdienen an der großen Welt-Erlösung, welche der ganzen Menschheit, deren eine Hälfte wir sind, endlich werden muß.«

330 »*Wir wollen unser Teil fordern*: das Recht, das Rein-Menschliche, in uns in freier Entwicklung aller unserer Kräfte auszubilden und das Recht der Mündigkeit und Selbständigkeit im Staat.«

»*Wir wollen unser Teil verdienen*: wir wollen unsere Kräfte aufbieten, das Werk der Welt-Erlösung zu fördern, zunächst dadurch, daß wir den großen Gedanken der Zukunft: Freiheit und Humanität (was im Grunde zwei gleichbedeutende Worte sind) auszubreiten suchen in allen Kreisen, welche uns zugänglich sind, in den weitem des größern Lebens durch die Presse, in den engern der Familie durch Beispiel, Belehrung und Erziehung. Wir wollen unser Teil aber auch dadurch verdienen, daß wir nicht vereinzelt streben, nur jede für sich, sondern vielmehr jede für alle; und daß wir vor allem derer zumeist uns annehmen, welche in Armut, Elend und Unwissenheit vergessen und vernachlässigt schmachten.«

Zwei Jahrgänge dieser Zeitung liegen dem Publikum zur Beurteilung vor. Es wird ihr das Zeugnis geben müssen, treu an diesem Programm festgehalten zu haben, und die stets wachsende Teilnahme, welche dieselbe durch Abonnenten und Mitarbeiter-Kräfte fand, und zwar fand unter den ungünstigsten Verhältnissen, welche eine demokratische Zeitschrift nur haben konnte (– das sächsische Blatt begann im April 1849, die dritte Nr. erschien unterm Belagerungszustand), wird es selbstredend bestätigen, daß dies Programm nicht vergebens geschrieben ward.

Es ist nicht Eitelkeit und Selbstlob: es ist die Freudigkeit der Erfahrung zweier Jahre, mit der ich heute sagen darf: Die Frauen-Zeitung hat gehalten, was sie versprochen; was sie beabsichtigt und gewollt, hat sie erreicht und bezweckt. Sie hat »dem Reich der Freiheit Bürgerinnen geworben«, sie hat unzählige Frauen aufgeweckt aus ihrem Halbschlummer und ange-

regt, »ihr Teil zu fordern«, und noch mehr, »ihr Teil zu verdienen«, sie hat vor allem es dahin gebracht, daß nicht mehr nur »jede für sich« strebte, sondern vielmehr »jede für alle« – sie hat es auch dahin gebracht, »daß diejenigen, die nicht vergaßen, an sich selbst zu denken, *auch nicht vergessen worden sind*«. Die Erfahrungen der letzten Zeit und das neue Preßgesetz selbst bestätigen dies.

Weit entfernt von der allgemeinen Ausdrucksweise anderer Gesetze, hebt es § 12. des Preßgesetzes besonders hervor, daß nur »*männliche* Personen« Redaktionen von Zeitschriften führen dürfen. Es ist also kein Zweifel, daß man an die Frauen diesmal nicht zu denken vergessen hat. Insofern haben wir durch unsere Bestrebungen der letzten Jahre es wirklich dahin gebracht, daß man Rücksichten auf die Frauen nimmt, wie sie früher niemals genommen worden sind. – Als wir vor zwei Jahren unser Programm versendeten, dachten wir freilich bei jener Stelle nur an die Aus- teilung von *Rechten* an alle Staatsangehörige, wobei wir nicht vergessen sein wollten – wie jetzt die Sachen stehen, handelt es sich im Gegensatz um Entziehung von Rechten, und von unserm Standpunkt aus ist es jetzt nicht minder ehrenvoll für uns: auch dabei nicht vergessen worden zu sein, als es bei den frühern Verhältnissen, im umgekehrten Fall, das Gleiche gewesen wäre.

Ich bin hier zur Anführung des Grundes gekommen, aus dem ich die Frauen-Zeitung eingehen lassen und heute dies Abschiedswort schreiben muß.

Er ist enthalten in § 12. des Preßgesetz-Entwurfes: »Die verantwortliche Redaktion einer Zeitschrift dürfen nur solche im Königreich Sachsen wohnhafte *männliche* Personen führen« – usw. Die übrigen Bedingungen der Redaktionsübernahme sind nicht nötig zu wiederholen, diese *eine* erklärt die Unmöglichkeit des längern Bestehens einer »Frauen-Zeitung«, da auch »bei der Mitredaktion beteiligte Personen dieselben Eigenschaften haben müssen«. – Alle den anderen nachfolgenden Bedingungen zur Fortführung der Redaktion *würde ich haben genügen können*, auch die Stellung der Kaution würde uns kein Hindernis gewesen sein – aber Frauen sind ein- für allemal nicht mehr zu einer Redaktion zulässig, und so bleibt mir nichts übrig, als samt der Frauen-Zeitung Abschied zu nehmen von ihren Lesern und Leserinnen.

Es fällt mir nicht ein, den Einflüsterungen klügelnder Schmeichler zu glauben, welche mir einreden wollen, man habe – (*weil eben noch nirgends und durch kein anderes deutsches Preßgesetz* den Frauen die Führung von

Redaktionen verboten worden) in dem betreffenden sächsischen Preßgesetz-Entwurf auf mich speziell Rücksicht genommen – allein ich kann nicht umhin, darin eine Anerkennung des Wirkens der »Frauen-Zeitung« zu finden, denn ehe sie bestand und ehe die Frauen selbst sich fühlen lernten als *Frauen eines Volkes* und sich berufen fühlten, seiner Sache zu dienen mit *gleicher* Begeisterung wie die Männer, wenn auch in *anderer* Weise, hätte allerdings so leicht kein Gesetz »zur Zügelung und gegen den Mißbrauch der Presse« es berücksichtigt, daß diese Schutzwehr auch mit gegen die Frauen aufzurichten sei.

Scheinbar nur in die alte Unmündigkeit zurückgeworfen, sind die Frauen nie für mündiger in den Dingen des Staats erklärt worden als durch diesen Gesetzesparagrafen. Sie werden an Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen gewinnen, was man ihnen jetzt durch Entziehung eines Rechts geraubt hat. –

Noch zwar ist jener Preßgesetz-Entwurf nicht als Gesetz publiziert, aber wir haben dies jedenfalls in kürzester Frist zu erwarten, und so hielten wir es für unangemessen, erst ein neues Quartal zu beginnen. – Vielleicht aber kann man fragen: warum, wenn ich auch gezwungen bin, von der Redaktion zurückzutreten, die »Frauen-Zeitung« nicht dennoch forter-scheine unter einem zulässigen Redakteur?

Ich bin gewiß, daß wenigstens *die* Frauen nicht so fragen werden, welche von der Tendenz und den leitenden Prinzipien der »Frauen-Zeitung« durchdrungen sind. Wir wollten und wollen unser Recht *uns selbst* verschaffen und verdienen – und wir weichen lieber der *Gewalt*, als daß wir als unmündige Kinder unsere Zuflucht zu einem Schirmherrn nehmen, dessen wir nicht mehr bedürfen. Wir unterwerfen uns freiwillig keinen Oktroyierungen. Wissen wir nun doch, daß die Ideen, welchen unsere Zeitung das Wort geredet, nicht getötet werden können, wie dies arme Blatt – das ja auch selbst, wenn es heute stirbt, vielleicht nicht allzulange seiner Auferstehung entgegenzuschlummern hat.

Dennoch, obwohl ich diese freudige Gewißheit mit mir nehme und obwohl ich in diesem augenblicklichen Untergang der Frauen-Zeitung keinen Untergang sehe für die Prinzipien, denen sie diente, kann ich nicht ohne Wehmut, ja sogar nicht ohne Schmerz dies Abschiedswort schreiben, und darum gestatte man mir, daß ich so lange dabei verweile, wie man Abschied nimmt von einem treuen Gefährten und zugleich, wie von ihm, aus einem ganzen großen lieb gewordenen Kreise scheidet.

Als ich die Zeitung begann, zweifelten viele an dem Gelingen des Unternehmens und andere daran, daß es wirklich ein Bedürfnis sei. Die Zweifel beider haben durch die gemachten Erfahrungen verstummen müssen. Wir begannen zu einer Zeit, wo die Verhältnisse für die demokratische Presse immer ungünstiger wurden, aber wir haben ihnen standgehalten, wir haben unserer Sache Opfer gebracht, aber andere mit uns haben dies auch getan, und wir danken allen, welche unsere Bestrebungen und unsern redlichen Willen unterstützten. Wie sehr aber eine Zeitung wie diese ein Bedürfnis war, dafür bürgt die weite Verbreitung, welche sie erhielt, dafür bürgen unzählige Briefe begeisterter Frauen von nah und fern, die ihre Zustimmung, ihre Freude zu erkennen gaben, daß endlich ein Organ geschaffen sei für ihre Interessen, ein Organ, welches mit ihren höheren Angelegenheiten sich beschäftigte und zugleich ein Band der Vereinigung webe für die gleichen und bisher doch vereinzelt Elemente. Viele unserer besten Schriftsteller und Schriftstellerinnen wendeten ihre Tätigkeit dem Blatte zu und bewiesen durch diese Unterstützung des Unternehmens, wie zeitgemäß dasselbe sei. Zu unseren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gehörten:

Karl Albrecht, Eugenie Blum, Dr. Diesterweg, Adele Erbe, Hugo Göring, Heinrich Hoffmann, Benno Haberland, Th. Jäckel, G. Jung, Eduard Kauffer, Louise Kindscher, Wilhelm Lüders, M. Norden, August Peters, Hermann Rollett, Hermann Semmig, Emilie Spreu, Emilie Lecerf, Ludwig Wittig, Kathinka Zitz, Joseph Zembrod, Minna Zimmermann u.a.

Unter den Vornamen schüchterner Frauen, die sich scheuten, ihren ganzen Namen der Öffentlichkeit zu verraten, erinnern wir an: *Georgine, Emmy, Friederike, Alma, Anna, Caroline, Meta* usw., die sich vielleicht inniger und tiefer in manches gleichfühlende Frauenherz eingegraben haben als die berühmtesten Namen. Korrespondenten und Korrespondentinnen, und zwar in den gesperrt gedruckten Städten *regelmäßige*, hatten wir in *Altenburg, Aarau, Altona, Breslau, Berlin, Braunschweig, böhmische Grenze, Coburg, Chemnitz, Dresden, Erzgebirge, Freiberg, Großstrelitz, Hamburg, Hirschberg, Hanau, Kiel, Königsberg, Leipzig, Lausitz, Mecklenburg, Mainz, Meissen, Marggrabowo, Nancy, New-York, Provinz Preußen, Plauen, Oberschlesien, Rastatt, vom Rhein, Ravensberg, Straßburg, Schleswig, Wien, Voigtland, Zürich* u.a.

Zu scheiden aus diesem Kreise, dessen Mittelpunkt ich bis jetzt war – auseinanderfallen zu sehen, was nicht ohne Müh' geeinigt worden – aufzugeben eine Arbeit, die ziemlich zwei Jahre lang mein größtes Glück war

und deren befriedigende Resultate, wo es sich um die Verbreitung und weitere Entwicklung unserer *Tendenzen* handelte, mich für vieles Trübe entschädigen, was diese traurige Zeit uns allen bietet – ich fühle es heute, wie schwer dies ist. Ich werde aus diesem teuren Kreise meiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, Leser und Leserinnen scheiden, aus diesem bewegten Leben der Journalistik zurückkehren in die stumme Einsamkeit, und man wird wenig von mir hören, vielleicht mich vergessen. Aber ich nehme den Trost mit mir, daß ich nach Kräften das beste gewollt und erstrebt und daß der Samen, welchen die »Frauen-Zeitung« ringsum ausgestreut, nicht überall auf dürres Land gefallen ist und aufgehen, keimen und fortblühen wird, wenn die Hand, die ihn streuete, auch vergessen ist und keinen neuen hinzufügen kann. – Und ich nehmen noch etwas mehr mit als diesen Trost: die Hoffnung, daß die Frauen-Zeitung heute nicht für immer begraben wird.

333 Ich betrachte das heutige Aufhören dieser Zeitschrift eigentlich mehr nur als eine Suspension. Es ist jetzt in Deutschland, in Sachsen ja beinah *alles* suspendiert. – warum nicht auch die Frauen-Zeitung? – Es werden wieder andere, menschlichere Zeiten kommen, wo diese Suspensionen aufhören, auch die der Preßfreiheit – dann werden wir wieder an unserm Platze sein. Dann wird die »Frauen-Zeitung« wieder erstehen mit neuer Kraft in dem alten Geiste – und dann wird er nicht mehr gehemmt sein durch Verordnungen, Verbote, Verwarnungen und Konfiskationen, dann werden wir wieder frei sprechen und schreiben dürfen, und wie man jetzt ein Recht uns weigert, das bisher noch niemals in Frage kam, wird man dann keines mehr uns weigern von alle den Rechten, die jetzt vielleicht noch in Frage sind. – Bis dahin, deutsche Schwestern, wollen wir in der Stille wirken im Dienst der Freiheit, der allgemeinen, und darum auch der unseren, wir wollen ihr Bürgerinnen werben im Haus, in der Familie, wir werden es noch überall vermögen, wenn es auch durch die Presse nicht mehr wie vordem geschehen kann. Und wenn dann die Stunde der Erlösung kommt, auf die wir alle warten, so werden wir derselben besser dienen können und würdiger auf sie vorbereitet sein, als wie es vor Jahren der Fall war.

Bis dahin, lebet wohl – *auf Wiedersehen!*